SCANNED

Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 1 — Gotha, 4. Januar 1930 — 44. Jahrgang

Inhalt: Gebet zum neuen Jahre [Sp. 1] — Moralist und Ethiker [Sp. 2] — Was ist existenzielles Denken [Sp. 3] — Rudolf Otto und das Methodenproblem in der heutigen systematischen Theologie. Erste Hälfte [Sp. 4] — Zur sexualethischen Aussprache (Mennicke). Erste Hälfte [Sp. 12] — Der Leidensweg der deutschen Kolonisten in Rußland [Sp. 17] — Die Hungersnot in China und das amerikanische Rote Kreuz [Sp. 24] — Konnexion [Sp. 27] — Die Auflagenkrankheit [Sp. 30] — Bücher und Schriften: Sketch of the Church of England (Bell); Jahrbuch der Luthergesellschaft; Eckart-Ratgeber; Der Piperverlag; Rückerts Werke; Cornelia Goethe (Schneider-Weckerling); Christoph, Großmaul und Cornelius (Grahame); Tierschutzkalender [Sp. 33] — Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Finnland usw. [Sp. 35] — Zur Erinnerung an Christian Geyer [Sp. 39] — Wöchentliche Chronik [Sp. 44] — Verschiedenes: Zum Volksentscheid; RGG² [Sp. 45] — Versammlungskalender [Sp. 46] — Anzeigen

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL OF RELIGION

Gebet zum neuen Jahre

Du großer Fürst der Menschenjahre, die Puls der aufgelockerten Ewigkeiten sind, sei du bei uns mit deinen starken Händen!

Abgemüdet in verwelkter Ratlosigkeit ist das alte Jahr zur Rüste gegangen. Und nun steigt aus dem glimmernden Gekräusel des Weltenzitterns ein anderes herauf, verworren und scheu und schwer. Und ganz in Schleiern ist es.

Du, der uns in Händen hält, sei du mit unserer Ohnmacht, die sich an den Hängen der Hoffnung einhertastet wie der verlorene Sohn im Dunkel der Nacht am verschlossenen Vaterhause.

Gib du wieder die starken Beteworte des Mutes! Denn du, Herr der Sonnenewigkeiten, willst Sonnenworte im brausenden Atem der Freude!

Mit deinem Spaten wirf Ackererde auf die Asche der verkohlten Brände und hebe deine Pflüge, daß die grausame Öde der Felder unsere Seelen nicht länger stumpf und knechthaft mache!

Läute du die Frühlingsglocken des Auferstehens über die neuen Saaten! Und wenn Unkraut mit aufschießt, — was kann uns Unkraut bange machen! Es ist die stoßende Kraft der Scholle, die es heraufgibt.

Aber das Herz der Saaten darf davon nicht erstickt werden!

So mache du uns die aufgehende Sonne zum Bruder, die mit den Meeren ihres frühen Entzückens aufruft, die schäumende Gewalt des Bösen auf unseren Feldern zu zerbrechen.

Arbeit, innig wie Gebet, muß in den Besten so feierlich aufstrahlen, daß auch Trübe und Tatschwache zu hellerem Tun überwunden werden! Mache die Augen wieder willig, im Kleinen das Große und im strudelnden Zeitgeschehen das ruhevolle Schreiten des Ewigen zu gewahren.

Und nimm das Grauen der eisenden Gottfremde von uns! Damit die Wurzeln nicht ersterben, obschon die Halme niedergetreten oder abgesichelt sind.

Und dem neuen Gesetz der Liebe seien alle Türen weit aufgetan. Jesu Füße, die bekümmert durch die Lande gehen, sollen wieder fröhlicher wandern, und ein Blumengewirk soll unter seinen Tritten sich emporfreuen. Und seine vor Liebe brennenden Hände, die um sein im Weltläuten immer mehr verhallendes Werk sich bange zusammentun, sollen wieder von der Fülle seiner Sternenherkunft überfunkeln.

Jeder fasse die grauen Beete seines Tagestuns mit den Blumen der Bruderliebe ein, damit der Atem dieser Blumen die duftlosen Nachbargärten tröste und sie zu gleichem Beginnen aufrede, damit das Antlitz Gottes, des Ewig-Schaffenden, nicht gegen uns bitter gestellt werde.

Er gebe seine Sonnen in die Winterfelder der Alten und die Saatäcker der Jungen, die aller Frühlings- und Osterköstlichkeiten voll sein müssen. —

Halte du, Hort alles Lebens, deine Hände gnädig über die gewitterüberwölkten Lande unserer Abkunft!

Hilf du dazu, daß unser deutsches Vaterland nicht mehr so herzverloren und gottfremde sein möge!

Freienwalde (Oder) — Gustav Schüler

Moralist und Ethiker

Richtet nicht. Matth. 7, 1

Ist etwo eine Tugend, ist etwo ein Lob, dem denket nach. Phil. 4, 8

Wer mit strengsten Maßstäben Menschen und Begebenheiten mißt, darnach urteilt und verurteilt, den nennen wir einen Moralisten.

Ethiker ist uns, wer überall und immer die sittlichen Kräfte wahrnimmt, werdend und wachsend, kämpfend und siegend.

Der Moralist ist kein schlechter Mensch. So, wie wir ihn sehen, nicht. Er hat seine Versuchungen: Selbstgerechtigkeit, Lieblosigkeit. Davon abstrahieren wir, nehmen ihn ganz ideal. Es soll uns nicht stören, daß er Pessimist ist. Man sagt mit Recht dem Pessimismus, wenn er überhaupt Tiefe hat und nicht nur Stimmung, die größere Tiefe nach gegenüber dem Optimismus. Sei es also.

Aber wir gehen mit dem Ethiker. Die sittlichen Maßstäbe, die uns Tradition, Erziehung, Offenbarung mit auf den Weg gibt, sind nicht in erster Linie dazu da, mit ihnen den Nächsten zu messen, damit wir über ihn Urteil fällen können. Gewiß müssen wir auch Menschen und ihr Verhalten beurteilen. Wir bedürfen das zur Sicherheit unsrer eignen Lebenshaltung. Aber der Moralismus ist unsäglich unfruchtbar. Es hat zuweilen große Moralprediger gegeben; ihre Wirkung war im besten Falle kurz. (Savonarola.) Aber für den Augenblick freilich steht der Moralist, wenn er die laute Stimme hat gehört zu werden, hoch im Werte.

Der positiv ethisch eingestellte Mensch ist nicht laut. Er schaut ins Leben hinein und ist betrübt über das Häßliche, Gemeine, Böse, das er wahrnimmt. Er findet wills Gott auch zuweilen das rechte strafende Wort dafür. Aber wichtiger und zum Leben notwendig ist ihm ein Andres. Er sieht überall Kräfte sich regen, die wider das Schlechte kämpfen. Spürt er sie nicht, so sucht er nach ihnen. Findet er sie, so kommt er ihnen zu Hilfe. Er steht wie der Moralist im Streit. Aber es ist ein vertrauendes zuversichtliches Streiten im Dienste der siegreichen Macht. Alles Verzweifeln am Siege des Guten ist ihm Sünde. Mag es durch Niederlagen gehen draußen in der Welt oder drinnen in der eignen Seele, immer wieder regen und bewähren sich die ewigen Mächte. Und das Auge bekommt immer neue Klarheit zu sehen, wo die Stärke wohnt. Und der Sinn hat viel nachzudenken und zu denken angesichts der Tatsache, daß irgendwo eine Tugend und irgendwo ein Lob ist.

Wir wollen es mit dem Ethiker halten. Und wollen für seine Weltansicht werben. Das hat unser Volk, das hat die Christenheit not. Sind wir Kinder des Lichts (und wozu sonst wäre das Licht da?), so müssen wir doch mächtiger sein als alle Mächte der Finsternis. R

Was ist existenzielles Denken

Ein Gast des Hauses der „Freunde der Christlichen Welt" in Friedrichroda wollte im vorigen Sommer Auskunft darüber haben, was existenzielles Denken sei. Das gab den Anlaß zu der Preisfrage in Nr. 13 d. v. J. Wir veröffentlichten 13 Antworten in Nr. 23. Der wesentliche Eindruck davon dürfte der sein, daß ein allgemeines Verständnis des Ausdrucks, zum wenigsten in unsern Kreisen, die besonders viel mit ihm bedient werden, nicht vorhanden ist. Man hat überhaupt die Verbindung von „existenziell" und „Denken" beanstandet; aber dann bleibt doch „existenziell", und daß auch jene Verbindung oft begegnet, kann doch nicht geleugnet werden. Das Ergebnis unsrer Umfrage, und zwar ebenso des großen Schweigens wie der eingegangenen Antworten ist also zunächst ein negatives: dieser Ausdruck hat nicht den Wert einer gangbaren Münze. Wer ihn braucht, tut das auf eigne Gefahr; will er verstanden sein, so hat er im Zusammenhang deutlicher zu sagen, was er meint.

Zufällig lesen wir im Dezemberheft der „Theologischen Blätter" in einer Buchbesprechung von Kattenbusch:

> Unheimlich war mir das immer wieder als Adjektiv oder Adverb einem Worte beigefügte, gelegentlich auch selbst als dem Sinne nach zweifelfreies Substantiv „das Existenzielle" auftretende „existenziell". Es bedeutet das eine Mal etwa so viel wie „tatsächlich", oder „wirklich", oder „unausweichlich", das andere Mal „konkret" oder „empirisch", oder „echt", oder „grundsätzlich", oder — ja Gott weiß, was sich damit alles „modern" bzw. schulhaft „einsichtig" ausdrücken läßt. Scherz bei Seite. Der Ausdruck führt sich, soviel mir bekannt, auf Kierkegaard (bei dem er doch systemhaft bedingt und zugleich begrenzt ist) zurück und ist bei uns durch Heidegger zur Verbreitung gelangt. Ich meine, wir tun gut, zum mindesten in der geschichtlichen Forschung, uns nicht auch noch mit unnötig neuen Ausdrücken zu plagen.

Das hindert ja nicht, daß wir uns weiter um den Sinn und Wert dieses Modewortes bemühen. Seltsam, daß Keines der Antwortenden auf Kierkegaard und Heidegger hingewiesen hat. In der Antwort C klingt Kierkegaard deutlich genug durch, in anderen Heidegger. Unsre Bemühung, von Kierkegaard-Kennern eine Beteiligung an unsrer Umfrage zu erzielen, schlug bisher fehl. Kierkegaard hat das Wort auf religiösem Gebiet etabliert, Heidegger hat es in die philosophische Erörterung übernommen. Klar ist ja das Eine: Wo das Wort „existenziell" auftritt, handelt es sich irgendwie um unsre Existenz. So ist „existenzielles Denken" ein Denken, in dem es sich um unsre Existenz handelt. Aber wieso? und was die Denker dann alles in den Ausdruck hineingeheimnissen, das bleibt nun die Meisterfrage*).

Inzwischen habe ich die Frage auch einem Kreise von Studenten und Studentinnen in meinem Hause vorgelegt und allerhand Antworten darauf bekommen. Die eine davon folgt hier, und zwar in längerer und kürzerer Form. Es war uns in der Redaktion und soweit sie sich beraten ließ kein Zweifel, daß unter allen eingegangenen Antworten sie den Bedingungen am meisten entsprach. Kürze und Verständlichkeit: keine der in Nr. 23 veröffentlichten Antworten entspricht der Doppelforderung so wie dieser Versuch. Wir haben ihm also den Preis zuerkannt. Die Verleihung eines zweiten und dritten Preises bleibt vorbehalten. Verfasser ist Dr. Albert Mühlmeister in Marburg.

Ein zünftiges Urteil über die sämtlichen dreizehn Antworten wird die nächste Nummer bringen. R

*

O

Existenzielles Denken betrifft nicht rein theoretische Fragen, nicht Sachverhalte, die außer mir sich befinden und deren Erkenntnis mich als Person nichts angeht, sondern es umfaßt Fragen über unsere Existenz als Ganzes, die je nach der gefundenen Antwort uns willensmäßig zu beeinflussen geeignet sind.

Das Eigentümliche dabei ist, daß das fragende Ich in den untersuchten Gegenstand hineinbezogen wird, es ist also ein beziehendes Denken. Weil es nun aber über den gesamten Bereich unserer Erfahrung hinaus nicht nach Tatsachen innerhalb dieses Daseins, sondern nach seinem Sinn fragt, stellt es eine Wertfrage und ist damit wertbeziehendes Denken.

Indem es aber so über den Bereich unserer Erfahrung hinausgreift, fehlt ihm die nur innerhalb der Erfahrungswelt gegebene Beweisbarkeit. An die Stelle der wissenschaftlich-verstandesmäßigen Form des Beweises tritt hier der Einsatz des eigenen Ich, das sich selbst zur Probe auf die Richtigkeit der gefundenen Lösung darangibt. Dadurch vollzieht sich existenzielles Denken also in der Ebene des Schicksals und in der Willenshaltung des Wagnisses. Dafür aber sind zwei Lebensgebiete die klassischen Bereiche des existenziellen Denkens: Politik und Religion. In beiden Gebieten ist, trotzdem sie durch ethische Gegensätze geschieden sind, die Form der Entscheidung dieselbe, nämlich Wagnis und Glaube. A M

P

Existenzielles Denken geht nicht auf irgendwelche Einzeldinge innerhalb des Daseins, die mit mir als Person nichts zu tun haben, sondern um das Ich und die Existenz als Ganzes. Dabei ist das fragende Ich in den Gegenstand seines Denkens hineinbezogen. Durch die Frage nach dem Sinn des Daseins geht es über die Welt der Erfahrung hinaus; an die Stelle des nur innerhalb dieser möglichen Beweises tritt der Erweis für die Richtigkeit der Antwort in dem Einsatz des eigenen Ich, in der Ebene des Schicksals, als Wagnis und Glaube. A M

*) Es sei doch noch dies hinzugefügt. Daß es zweierlei Denken gibt, wird leicht einleuchten. An der Erkenntnis, daß 2×2=4, bin ich mit meinem persönlichen Interesse unbeteiligt; wäre 2×2=5, so würde ich das ebenso hinnehmen; es kommt nur darauf an, was richtig ist. An der Erkenntnis „Es gibt einen Gott" bin ich aufs tiefste beteiligt, und auch wer das Dasein Gottes leugnet, dem pflegt dieses sein Denken mit Gemütsbewegungen wie des Zweifels, der Trauer, des Protestes verbunden zu sein. In der Ritschlschen Schule unterschieden wir so die reinen uninteressierten Sachurteile und die Werturteile.

Rudolf Otto und das Methodenproblem in der heutigen systematischen Theologie

1. Der Wirklichkeitsbegriff des Positivismus und die Irrationalität der Religion

Die Universität Göttingen war in den Jahren unmittelbar vor dem Weltkriege eines jener Zentren, wo die verschiedensten Stellen eine stille wissenschaftliche Arbeit leisteten, deren Auswirkung auf die allgemeine geistige Lage in Deutschland damals kaum jemand ganz übersehen konnte. Die Mathematiker erzählten von den Untersuchungen Hilberts und seinem Vorstoß gegen den traditionellen Raumbegriff, die eine Vorstufe der Einsteinschen Relativitätstheorie darstellen. Husserl arbeitete mit einem engeren Schülerkreise zu gleicher Zeit an der Grundlegung seiner „Phänomenologie". In der theologischen Fakultät trug Otto im Rahmen der Vorlesung über Dogmatik das Material vor, das später in seinem Buche über „das Heilige" seine abschließende gedankliche Fassung erhalten hat.

Wir jungen Studenten fühlten damals wohl, daß alle diese verschiedenen Anregungen ein einheitliches Zentrum hatten, aber wir hätten nicht sagen könen, welches. Heute ist es möglich, sich darüber begrifflich Rechenschaft zu geben. Es handelte sich in allen drei genannten Fällen um eine prinzipielle Kritik und um die Überwindung des positivistischen Wirklichkeitsbegriffs.

Von da aus muß die Arbeit Ottos ins Auge gefaßt werden, wenn man die Bedeutung beschreiben will, die sie nicht bloß für die systematische Theologie, sondern darüber hinaus für unsere gesamte geistige Lage erhalten hat. Von da aus wird auch am ehesten ersichtlich, in welcher Weise die Otto gegenüber bereits wieder veränderte Problemlage der heutigen systematischen Theologie mit seiner Arbeit zusammenhängt.

Otto hat in seinem ersten Buche das Ziel seiner Lebensarbeit sozusagen im voraus thematisch formuliert in der Überschrift seines ersten größeren Buches über „Naturalistische und religiöse Weltansicht". Das Problem, von dem er ausging, war die Frage, mit der in jener Zeit alle systematischen Theologen gerungen haben: Wie läßt sich einem Denken gegenüber, das in seinen Methoden hauptsächliich an den Naturwissenschaften orientiert ist, der Wahrheitsanspruch der Religion verteidigen*)?

Der jungen Generation, die heute an den Universitäten studiert, ist diese Fragestellung bereits innerlich fremd geworden. Sie kennt den Druck des positivistischen Wirklichkeitsbegriffs nicht mehr. Für sie ist es selbstverständlich, daß man den Geist nicht aus Etwas erklären kann, was nicht Geist ist. Sie leidet also nicht mehr unter dem Verdikt, dem sich in jener Zeit um 1900 der Theologe sofort gegenübersah, wenn er mit Vertretern anderer Fakultäten zusammentraf. Dieses Verdikt besagte: Religion ist Illusion; in Wahrheit gibt es das bloß als subjektives Phänomen, und dann ist bei denen, die damit behaftet sind, im besten Falle ein interessantes psychologisches Vorkommnis. Es hat in der Zeit von damals bis heute ein völliger Umschwung in der Beurteilung der Religion stattgefunden. Daß dies geschehen ist, ist zu einem großen Teil auf die Arbeit Ottos zurückzuführen.

Es ist darum wichtig, rückblickend festzustellen, wie sich bei ihm selber diese innere Befreiung vom Wirklichkeitsbegriff des Positivismus vollzogen hat. Philosophisch hat er zunächst Anschluß gesucht bei der durch Nelson begründeten sogenannten neufriesischen Schule, die eine psychologisch-anthropologische Deutung der kantischen Lehre vom Apriori vertrat. Die historische Frage, ob Kant damit richtig, d. h. als der Kant des 18. Jahrhunderts, verstanden ist, kann hier außer Betracht bleiben. Ottos Absichten kam jedenfalls die Fries'sche Theorie vom „Gemüt" als dem Ursprung der Religion und dem Vermögen der „Ahndung" als einer eigentümlichen religiösen Erkenntnisform sehr entgegen. Aber dieser Anschluß an Fries hat für Ottos spätere eigentliche Arbeit doch nur die Bedeutung einer philosophischen Folie gehabt. Die Friesischen Kategorien sind zwar in seinem Buche über das Heilige noch überall zu spüren, aber die Bedeutung, die dieses Buch erhalten hat, beruht weder auf ihnen, noch wird man ihm durch eine Kritik an den erkenntnistheoretischen Fundamenten, auf die es sich stützt, wirklich gerecht.

Denn die innere Loslösung vom Wirklichkeitsbegriff des Positivismus hat sich bei Otto in einer ganz anderen Form vollzogen. Sie kam bei ihm in erster Linie nicht dadurch zustande, daß er der Religion innerhalb der positivistischen Wirklichkeit einen bestimmten Lebensraum auszusparen suchte, sondern im Gegenteil dadurch, daß er sie zunächst scheinbar ganz und gar den Methoden positivistischer Wissenschaftlichkeit auszuliefern bestrebt war. Dies hatte dann allerdings den Erfolg, daß der Inhalt der Sache die Grenzen dieser Methodik sprengte und das Ungenügen ihrer erkenntnistheoretischen Voraussetzungen fühlbar machte. Otto galt in seiner Göttinger Zeit neben Bousset und Troeltsch als einer der radikalsten Vertreter der sogenannten religionsgeschichtlichen Schule. Sie vertrat die These, daß das Christentum im Zusammenhang mit den übrigen Religionen gesehen und nach denselben methodischen Voraussetzungen wissenschaftlich erforscht werden müsse. Dadurch wurde jeder prinzipielle Gegensatz zwischen Christentum und nichtchristlichen Religionen beseitigt. In derselben Richtung bewegten sich Ottos religionspsychologische Bemühungen. Auch sie faßten die Religion zunächst wie jedes andere Phänomen geistig-seelischen Lebens als rein psychologisches Datum ins Auge und suchten es nach den gleichen Regeln zu verstehen. Es ist klar, daß damit Sicherungen preisgegeben wurden, die bis dahin — wenigstens gefühlsmäßig — in der Theologie noch bestanden hatten. Die Absolutheit des Christentums schien bedroht zu sein. Der Begriff der Offenbarung schwankte. Er ließ sich weder nach der Seite des Historischen hin (Offenbarung als Manifestation Gottes in einem zeitlich, räumlich und ethnologisch abgrenzbaren Kulturraum), noch psychologisch und logisch (Offenbarung als spezifisch theologische Erkenntnisquelle) aufrechterhalten. Die Theologie schien sich in Religionsgeschichte und Religionspsychologie aufzulösen. Es ist kein Wunder, daß dies als eine Gefahr für Theologie und Kirche empfunden wurde*).

In Wirklichkeit hat sich bekanntlich diese konsequente Anwendung der positivistischen Erkenntnismethoden sowohl in der Religionsgeschichte wie in der Religionspsychologie völlig anders ausgewirkt. Denn die religionsgeschichtlichen Untersuchungen haben gerade dadurch, daß sie das Christentum vorbehaltlos in den Zusammenhang mit den nichtchristlichen Religionen hineinstellten, seine praktische „Unbedingtheit" besser ins Licht treten lassen, als dogmatische Beweise der Absolutheit das je vermocht hätten. Sie haben gezeigt, daß es ohne Eschatologie kein wirkliches Christentum gibt, und haben damit das systematisch-theologische Problem der Eschatologie entbunden, das heute die allgemeine philosophische Frage nach der Endlichkeit menschlichen Erkennens mit beeinflußt. Ebenso hat Ottos konsequentes Eingehen auf die positivistischen Versuche, die Religion psychologisch zu „erklären", dahin geführt, daß fühlbar wurde, warum man die Religion nicht „erklären" kann. Es ist wichtig, dies ausführlicher darzustellen.

Die erste Etappe auf dem Wege zu diesem Ziele war seine Auseinandersetzung mit Wilhelm Wundt**). Inhaltlich hat sie für unsere heutige geistige Lage bereits an Bedeutung verloren, weil die Grundlagen der Wundtschen Psychologie überholt sind.

Aber diese Auseinandersetzung hat typische Bedeutung für das Problem der systematisch-theologischen Methode in jener Zeit. Sie erfaßte die positivistische Religionstheorie bei einem ihrer wichtigsten Vertreter und drang von den Einzelheiten des religionsgeschichtlichen Materials, das Wundt zusammengetragen hatte, vor bis zu einer Kritik der methodischen Voraussetzungen, von denen Wundt sich bei seiner Arbeit leiten ließ.

Schon auf den ersten Seiten berührt Otto den anfechtbarsten Punkt der gesamten Wundtschen Psychologie, nämlich seine Unterscheidung zwischen Individual- und Völkerpsychologie. Unter der Individualpsychologie verstand Wundt im wesentlichen die experimentelle Psychologie seiner Zeit. Da aber mit ihrer Hilfe die großen Phänomene der Sprache, der Kunst und der Religion nicht zu erklären waren, so stellte er die Völkerpsychologie daneben. Dieser Begriff der Völkerpsychologie bei Wundt

*) Ottos „Naturalistische und religiöse Weltanschauung" ist soeben in einem Neudruck erschienen. Tübingen, J. C. B. Mohr 1929. 296 S. 7, geb. 9 M.

*) Auch Troeltsch „Die Absolutheit des Christentums" ist soeben in einem Neudruck erschienen. Tübingen, J. C. B. Mohr 1929. 146 S. 6.50, geb. 9 M.

**) Mythos und Religion in Wundts Völkerpsychologie. Theologische Rundschau 1910, Heft 7 und 8. Später neuabgedruckt: „Aufsätze das Numinose betreffend" Gotha 1923. Zitate im Folgenden nach diesem Abdruck.

ist aber sehr unklar. Es ist wahrscheinlich, daß Wundt damit schon das gemeint hat, was sich später als sogenannte Gestalt-, Struktur-, Ganzheits- und geisteswissenschaftliche Psychologie neben die Experimentalpsychologie gestellt hat. Aber da bei Wundt eine grundsätzliche Einsicht in die Selbständigkeit des Geistigen im Unterschied vom rein Psychischen und Psychophysischen noch nicht vorhanden ist, bleibt undeutlich, worin eigentlich das Erklärungsprinzip seiner Völkerpsychologie liegt, ob im Ethnologischen oder im Soziologischen oder im Geistigen.

Otto hat diesen schwachen Punkt herausgefühlt. Er wehrt sich dagegen, daß die Religion wesentlich aus dem Trieb zur Phantasietätigkeit abgeleitet wird: „Wundt unterscheidet selber die Phantasietätigkeit von der ‚schöpferischen Kraft' des Geistes. Diese kann also nicht selbst Phantasie sein. Sie wird bei Hervorbringung aller geistigen Erzeugnisse aber doch wohl das eigentlich Wesentliche sein, auch bei Hervorbringung der Religion und Vorreligion. Sie ist aber festzustellen nicht durch ‚Völkerpsychologie', sondern durch die Analyse des Geistes" *).

Er macht ferner darauf aufmerksam, daß bei Wundt infolge seines Ansatzes das Vorstellungsmäßige bei der Analyse der Religion viel zu sehr im Vordergrunde steht. Religion könne nicht erklärt werden aus mythenbildender Phantasie, symbolisierender Wirklichsetzung ihrer Objekte, einer kultisch gesteigerten Einfühlung in diese und durch die Annahme einer merkwürdigen Heterogonie der Zwecke, vermöge deren selbst solche illusionären Phantasiegebilde dann doch unter Umständen kulturschaffend wirken können. Dabei werde das übersehen, was die Religion zur Religion mache und wodurch sich religiöse Mythen von bloßen Sagen und Märchen unterscheiden. Religion sei etwas für sich. Sie sei charakterisiert durch eine „eigenartige Tönung des Gefühlslebens", die als solche beschrieben werden könne. Schon in jenem Aufsatz hat Otto dazu den Anfang gemacht. Er weist bereits hin auf die „religiöse Scheu" und die „Faszination" als auf typische Merkmale religiösen Gefühllebens. Sie seien überall da vorhanden, wo wirkliche Religion sei. Es sei deshalb unmöglich, von einer Entwicklung der Religion in dem Sinne zu reden, als ob Religion sich aus Etwas entwickeln könne, was zunächst nicht Religion sei (Epigenesis). Religion fange vielmehr mit sich selber an. Entwicklung gebe es in ihr nur insofern, als ihre zunächst noch unvollkommene Vorformen sich entfalten könnten, aber eine sogenannte Epigenesis sei unmöglich. In Wahrheit sei Religion eine im Wesen des Geistes a priori vorhandene Anlage, die als solche nicht weiter „erklärt", sondern nur durch Beschreibung näher erläutert und zum Bewußtsein gebracht werden könnne. — Alles dies ist grundsätzliche Kritik am positivistischen Entwicklungsgedanken und am positivistischen Wirklichkeitsbegriff. Otto lenkte damit zurück zum Geistbegriff des 18. Jahrhunderts, für den auch „das Gefühl" (im Schleiermacherschen Sinne) mit zum Gesamtphänomen des Geistes gehört. Wir werden noch davon zu reden haben, in welchem Sinne der Rücklenkung zu einem erweiterten Geistbegriff für die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert typisch ist.

Dieselbe Tendenz auf eine Erweiterung des Begriffs vom Geist wie die Arbeit Ottos zeigen in jener Zeit die Wertphilosophie Rickerts, der Marburger Neukantianismus in seinen späteren Phasen, die Phänomenologie, die Bestrebungen auf Begründung einer geisteswissenschaftlichen Psychologie oder auf eine Überbrückung der Gegensätze zwischen experimenteller Psychologie und geistig-geschichtlicher Deutung des Seelischen. Es ist eine große Strömung, die auf eine klare Herausarbeitung der Einsicht in die Selbständigkeit des Geistigen hindrängt. Ihr Kennwort ist: Geist ist mehr als positivistische Rationalität.

Otto hat diese allgemeine Strömung ganz wesentlich dadurch gefördert, daß er diese Selbständigkeit des Geistigen auf einem bestimmten Gebiete, nämlich an der Religion so anschaulich erläuterte, daß man nicht mehr gut zweifeln konnte. Darin liegt die Bedeutung seines Buches über das Heilige. Es hat bezeichnender Weise den Untertitel „Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen". Er wollte also gerade das beschreiben, was den Methoden der positivistischen Rationalität nicht zugänglich gewesen war. Dies gelang ihm in hohem Maße, nicht zum mindesten durch seine stilistisch-pädagogische Gabe, im Leser ein lebendiges Mitfühlen und Einfühlen zu wecken. Das Ruminose „ist nicht im strengen Sinn lehrbar, sondern nur anregbar, erweckbar — wie alles, was aus dem Geiste kommt". „Findet man jetzt wohl durch solche Vergleichung und Entgegensetzung bei sich selber, was ich zu sagen meine, aber durch Anderes nicht ausdrücken kann, eben weil es ein primäres und elementares, darum nur durch sich bestimmbares psychisches Datum ist? Vielleicht kann ich nachhelfen..." Auf diese Weise suchte Otto seinen Lesern das nahezubringen, worauf es ihm in der Religion ankam. Wie sehr ihm das gelungen ist, hat der Erfolg seines Buches bewiesen. Es hat weit über den Fachbereich der Theologie hinaus in die ganze Breite der sogenannten gebildeten Welt hinein gewirkt. Es ist darüber hinaus einer der Hebel geworden, die jene innere Umstellung des Zeitbewußtseins zur Religion herbeigeführt haben, von der oben die Rede war. Noch einmal sei darauf hingewiesen, daß dies wesentlich der Konsequenz zu verdanken ist, mit der Otto die Methoden positivistischer Wissenschaftlichkeit auf die Religion anwandte. Gerade weil „Das Heilige" gar nicht nach zünftiger Theologie schmeckte, sondern sich äußerlich als „exakte" Religionspsychologie gab, ist es von sehr Vielen überhaupt nicht als wissenschaftliches, sondern geradezu als ein Erbauungsbuch gelesen worden. Manche haben sich an seiner Hand zur Religion zurückgefunden. Dies scheint sehr merkwürdig zu sein, ist aber andererseits auch wieder begreiflich. Das Denken des heutigen Menschen ist so stark verwissenschaftlicht, daß er die alte, religiöse Sprache nicht mehr oder falsch versteht. Vielleicht liegt das allerschwerste Problem der heutigen Theologie darin, wie das Wort Gottes zu sagen ist. Ottos Buch hat für eine bestimmte Epoche zweifellos den richtigen Ton getroffen. Er wurde verstanden. Daß das nicht bloß für Deutschland oder den deutschen Kulturkreis gilt, beweisen die zahlreichen Übersetzungen, die dem Buch fast in allen Teilen der zivilisierten Welt eine Resonanz verschafft haben.

2. Die neue religiöse Lage: Was ist „Geist" und was bedeutet die „Irrationalität des Geistes"?

Wir würden die Ursachen dieses Erfolges jedoch gar nicht so klar übersehen, wenn nicht inzwischen bereits wieder eine völlige Veränderung in der Problemstellung eingetreten wäre, und zwar nicht bloß für die systematische Theologie, sondern für unser gesamtes geistiges Leben.

Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß die heute an den Universitäten studierende Generation den Druck des positivistischen Wirklichkeitsbegriffs nicht mehr kennt. Sie steht bereits auf den Schultern derjenigen, die den Kampf um die Selbständigkeit des Geistigen geführt haben. Sie spricht nicht nur ganz selbstverständlich vom Geist als von einer Wirklichkeit für sich, sondern hat, was noch viel wichtiger ist, aus ihrer alltäglichen Erfahrung auch ein unmittelbares Gefühl von der Macht großer geistiger Bewegungen. Für sie liegt deshalb das Problem nicht so, daß gefragt wird: Gibt es überhaupt Geist?

*) a. a. O. S. 223.

sondern: Wie unterscheiden sich die Geister? Infolgedessen sieht auch das Problem Religion und Kultur anders aus. Nicht darum handelt es sich, ob es überhaupt Religion als sinnvolles Phänomen kulturellen Lebens geben kann, sondern: wie der religiöse Glaube in der Gegenwart seine Wirksamkeit entfalten soll. Daß Religion ein wesentlicher Bestandteil der Kultur ist, gilt als selbstverständlich; die Frage ist, ob sie nicht mehr ist oder doch mehr sein sollte als „Kultur".

Aus diesem Grunde ist das Interesse an bloßer Religionspsychologie verblaßt, jedenfalls sofern es sich dabei um die Einstellung des reinen Theoretikers zur Religion handelt. Man möchte sie nicht länger mehr von außen her als ein interessantes Phänomen des geistigen Lebens der Menschheit betrachten, sondern aus ihr selber heraus reden. Nur eine kritische Religionspsychologie, die sich zum Ziel setzte, die unechten und ungesunden Erscheinungen des religiösen Lebens von echtem und gesundem Glauben zu unterscheiden, findet Widerhall. Das ist unzweifelhaft eine neue Lage. Sie ist *nicht nur* auf den literarischen Einfluß der theologischen und philosophischen Kulturkritik zurückzuführen. Denn diese Kulturkritik hat selber ihr bestimmtes zeitgeschichtliches Motiv darin, daß der jüngeren Generation durch die Erschütterungen der Kriegs- und Nachkriegszeit das in eigener Erfahrung entgegengetreten ist, was Ottos religionspsychologische Analyse als das „Ganz Andere", als das mysterium tremendum und die majestas Gottes beschrieben hatte. Mit dem Erfolg, daß die Wirklichkeit doch noch wieder „ganz anders" war als jene religionspsychologische Beschreibung. Man kann die Veränderung der Situation am einfachsten dadurch kennzeichnen, daß man sagt: Seit dem Weltkriege ist der religiöse Glaube aus einem historisch und psychologisch zu analysierenden Phänomen *zu einem aktiven Faktor in unserem heutigen Kulturleben geworden*. Es wird nicht mehr gerungen um die Frage, ob er im Zusammenhange der Kultur ein Recht hat zu existieren, sondern ob die Kultur, so wie sie ist, ein Recht hat zu existieren, wenn sie an dem gemessen wird, was Gott von den Menschen fordert. Der christliche Glaube ist offensiv geworden.

Ein Blick auf die allgemeinen geistigen Zusammenhänge mag zeigen, welche neuen Probleme daraus entstanden sind. Wir hatten oben gesagt, daß um die letzte Jahrhundertwende eine allgemeine Strömung vorhanden war, die die enge positivistische Rationalität zu Gunsten eines erweiterten Geistbegriffs zu überwinden suchte. Es war ferner gezeigt worden, wie sich Ottos Arbeit in diesen Zusammenhang einordnet. Diese Strömung ist nunmehr näher zu beschreiben.

Zunächst scheinen zwischen *Rickerts* Wertphilosophie, *Bergsons* Lehre vom élan vital, dem Versuch *Husserls*, eine phänomenologische Erkenntnis auf der Grundlage reiner Intentionen zu begründen, große Unterschiede vorhanden zu sein. Sie sind auch verschieden je nachdem, wie sehr man dem positivistischen Wirklichkeitsbegriff noch nahesteht. Diese Nähe ist bei Rickert größer als bei Husserl. Dies darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß Rickerts Bemühungen um den Aufweis der „Grenzen naturwissenschaftlicher Begriffsbildung", Bergsons Kampf gegen „die Starrheit der Begriffe", Husserls Methode der „Einklammerung", der seiner Meinung nach alle empirischen Wissenschaften verfallen müssen, wenn es zu „reinen" Erkenntnissen kommen soll, schließlich in dieselbe Richtung streben. Bei allen findet sich der Protest gegen die Enge positivistischer Rationalität. Alle suchen einen erweiterten Begriff vom Geiste. Ähnliches ließe sich an der Entwicklung der modernen Psychologie zeigen.

Nach der Seite der Religion hin hat sich diese neue Strömung so ausgewirkt, daß ein starkes Interesse an der *Mystik* erwachte. Das ist einer der überraschendsten Vorgänge in der geistigen Geschichte der letzten beiden Jahrzehnte. Im Jahrhundert der positivistischen Wissenschaftlichkeit war alle Mystik als unklare Gefühlsduselei streng verpönt. Dieser Standpunkt ist heute überraschend schnell durch eine ausgesprochen mystische Bewegung abgelöst worden. Damit hängt zum Teil der Prestigegewinn des Katholizismus zusammen, direkte Begleiterscheinungen sind Jugendbewegung und Anthroposophie. Mystische Ideen dringen auch in die Philosophie ein. *Bergsons* Lehre vom élan vital enthält deutlich derartige Strebungen. Vielleicht sind sie bei *Boutroux* noch deutlicher. Die Phänomenologie in ihrer ersten Form könnte man ohne Schwierigkeit als eine methodus mystica beschreiben. Denn was ist die Methode der „Einklammerung" Anderes als eine neue via negationis, mit deren Hilfe die Mystiker aller Zeiten zu „reinen Erkenntnissen" zu gelangen hofften? Natürlich gibt es hier auch wieder noch sehr erhebliche Unterschiede. Sie können aber nur den dazu verführen, das gemeinsame mystische Element dieser philosophischen Bewegungen zu verkennen, der nicht weiß, daß in den Blüteperioden mystischer Religiosität zwischen vitalistischer Gefühlsmystik mit starkem erotischem Einschlag und rein intellektualistischer Mystik, die sich in den höchsten Sphären der Abstraktion bewegt, immer gewisse Spannungen bestanden haben. Nichtdestoweniger sind sie genau so wie heute in der Regel stets zusammen aufgetreten. „Mystik des Leibes" kann sich sehr gut mit sublimierten Formen „rein geistiger Meditation" verbinden. Der Weg vom Rationalen zum Irrationalen kann nach zwei Seiten hin gehen, sowohl in die Abgründe des Psychophysischen mit seiner mystischen „Einheit von Leib und Seele" wie in die dünne Atmosphäre einer wirklichkeitsfernen Geistigkeit. Wir finden also um die letzte Jahrhundertwende folgende Situation vor: die Schranken der strengen Begrifflichkeit des Positivismus werden von allen Seiten her durchbrochen. Der Begriff des Geistes wird *vom Rationalen zum Irrationalen* hin erweitert, und nun strömen sofort verborgene Quellen der geistigen Tradition. Es beginnt eine neue Hochflut mystischen Gefühlslebens, mystischer „Erkraftungs"methoden und mystischer Spekulationen. Dies ist die neue Lage, von der oben gesagt wurde, daß in ihr die Religion zu einem aktiven Kulturfaktor geworden sei.

In einer solchen Lage muß natürlich die Frage brennend werden: Welche Religion und welcher Glaube soll gelten? Die Mystik hat an und für sich eine Affinität zu den verschiedensten Glaubensweisen. Infolgedessen ist das religiöse Bild der Gegenwart außerordentlich abwechslungsreich (wenn man sich euphemistisch ausdrücken will). Aber in diesem Reichtum an Abwechslung liegt eine Gefahr, die vielleicht noch größer ist als die, die von seiten der positivistischen Rationalität her drohte. Denn die Mystik verpflichtet zu nichts. Man wechselt seine Religiositäten wie die Mode, geht von einer „Weltanschauungsgemeinde" zur anderen und wird schließlich müde und resigniert. Auch die Einflüsse auf die Wissenschaft sind bedenklich. Es wird nun deutlich, daß die strenge Bindung des Positivismus an das „Gegebene" und seine Zucht methodischen Denkens doch auch — trotz der bizarren Formen, in denen die positivistische Philosophie zu beschreiben suchte, was „das Gegebene" sei — eine ethische Bedeutung gehabt haben. Dasselbe gilt von seinem gewiß sehr oft bis an die Grenze des Ertragbaren subjektivierten Wahrhaftigkeitsstreben. In ihm steckt trotz allem noch etwas von protestantischem Wirklichkeitssinn, das sich sehr vorteilhaft von jenem vagabundierenden Denken moderner Mystiker unterscheidet, das jede methodische Zucht bewußt verleugnet und jeden gesunden Wirklichkeitssinn vermissen läßt. Aber darin besteht eben die Schwierigkeit der Situation: der Rückweg zum Positivismus ist endgültig versperrt; anderseits sehnt man

sich aus der Unklarheit der Mystik heraus und sucht nach einer tiefer begründeten Bindung des geistigen Lebens, vor allem auch in Fragen des praktisch-sittlichen Handelns.

Rudolf Otto hat diese Schwierigkeiten empfunden. Das zeigt sich in seinen wiederholten Versuchen, die Mystik klar vom Christentum abzugrenzen. Er ist aber an diesem Punkte über eine innere Unausgeglichenheit in seinem Gedankengange nicht hinausgekommen. Einerseits nämlich rechnet er es geradezu „zum Charakteristikum und Kriterium des Höhengrades und der Überlegenheit einer Religion, daß sie ‚Begriffe' habe und Erkenntnis vom Übersinnlichen in Begriffen, nämlich Glaubenserkenntnis. ... Und daß das Christentum Begriffe hat und diese Begriffe in überlegener Klarheit, Deutlichkeit und Vollzahl, ist ein sehr wesentliches Merkmal seiner Überlegenheit über andere Religionsstufen und -formen". Anderseits liegt für ihn im „Irrationalen in der Idee des Göttlichen" gerade das Spezifikum der Religion*), folglich müßte da, wo dieses Irrationale überwiegt, wie in der Mystik, Religion in besonders qualifizierter, „reiner" Form vorhanden sein. Dies bestreitet aber Otto selber. Denn er betont immer wieder, daß die von ihm so genannte „schlichte Frömmigkeit" an und für sich nicht geringeren Wert habe als die mystische. Letztere sei vielmehr lediglich „das, was Religion auch ist, aber mit einseitigem Überwiegen ihrer irrationalen Momente und bei gleichzeitiger Überspannung ins Überschwengliche". Es fehlt bei ihm also ein klares Wertkriterium „mystischer" Frömmigkeit. Er ist diesem Problem in seinem letzten Buche über „West-Östliche Mystik" nachgegangen und hat in ihm eine „Wesensdeutung" der Mystik versucht, indem er Eckehart und Shankara miteinander vergleicht. Dabei hat er — meines Erachtens mit vollem Recht — die Züge der „schlichten" Frömmigkeit, d. h. also das christliche Erbe bei Eckehart, besonders stark hervorgehoben und überhaupt unterstrichen, daß trotz aller Anklänge ein indischer Mystiker stets anders empfindet als ein abendländischer, weil das Ethos des positiven Gemeindeglaubens, innerhalb dessen sie gelebt haben, immer durchschlägt.

Aber auf diese Weise wird man das prinzipielle Problem des Verhältnisses zwischen Christentum und Mystik nicht lösen können. Es ist wahrscheinlich überhaupt nicht auf rein wissenschaftlichem Wege, d. h. durch Klärung der Begriffe, auszumachen. Denn in allen den Fällen, in denen eine Personalunion zwischen beiden geistigen Mächten vorliegt, zeigt die nähere Untersuchung, daß die Legierung meistens so intim gewesen ist, daß sie sich im Scheidewasser der Kritik nicht reinlich lösen will. Man darf jedenfalls Eckehart, Schleiermacher und Fichte nicht deshalb das Christentum abstreiten, weil man die Notwendigkeit empfindet, sich selbst und das Glaubensleben der eigenen Zeit von unklarer Mystik zu befreien. Denn Mystik und Mystik ist zu den verschiedensten Zeiten sehr zweierlei. In der Form einer historischen Fragestellung verführt also das Problem des Verhältnisses zwischen Christentum und Mystik leicht zu Ungerechtigkeiten und wirkt infolgedessen verwirrend. Wir müssen zunächst selber eine klare religiöse Stellung zum heutigen Leben und seinen konkreten Problemen haben, um der Vergangenheit gegenüber wieder gerecht sein zu können. Auf alle Fälle muß die Kritik früherer mystischer Epochen frei sein von theologischem Ressentiment. Die Voraussetzung dafür ist, daß der methodische Ansatz klar ist. Und das führt wieder auf die Frage nach dem Sinn des Irrationalen. (Schluß folgt)

Berlin-Frohnau Friedrich Delekat

*) Das Heilige, 1. Aufl., S. 1 f. 23. 89.

Zur sexualethischen Aussprache

Eine Auseinandersetzung mit Carl Mennicke's Schrift „Schicksal und Aufgabe der Frau in der Gegenwart" *)

Sehr wesentlich für eine Aussprache über sexualethische Fragen erscheint mir die Beschäftigung mit der von C. Mennicke soeben erschienenen Schrift: „Schicksal und Aufgabe der Frau in der Gegenwart". Ich setze die Lektüre voraus, gebe daher keine Inhaltsangabe, sondern möchte nur positiv, sowie kritisch-negativ Stellung nehmen zu einigen wesentlichen Gedankengängen der Schrift.

Ausdrücklich sei betont, daß es sich in dem, was ich sagen muß, um keine statischen Normsetzungen, sondern daß es sich meinerseits um ein Fragen handelt, auch wenn die jeweilige Aussage und kritische Stellungnahme nicht immer in Form einer Frage geschieht. Vielleicht ist das gemeinsame Fragen die einzig-positive Möglichkeit, die uns Menschen heute (oder etwa immer?) vom Menschen aus gegeben ist. Eine Antwort, die mehr ist als eine subjektive Lösungsmöglichkeit, bleibt stets Geschenk, das nie gefordert, sondern eben nur geschenkt und empfangen werden kann.

1. Das Positive der Schrift

Bei wiederholtem Lesen ist mir Mennickes Schrift in zweifacher Hinsicht wertvoll gewesen:

1. Durch die gute, der Wirklichkeit entsprechende Situationsschilderung und die unmoralistische Bejahung der „Krisis", in der wir stehen.

2. Durch den Aufruf zur Verantwortung gegenüber einer neuen Gesellschaftsgestaltung.

Die Situationsschilderung

Zu 1. Durch die nüchterne Zeichnung der Lage, ohne idealistische Verbrämungen oder vordergrundspessimistische Entrüstungsrufe über die Sittenlosigkeit unserer Zeit hebt sich die Schrift von manch anderer erfreulich ab. Von der Frage bewegt, wie es zu dieser Lage kam, deckt Mennicke in einem geschichtlichen Rückblick drei Ursachenreihen auf, die den „Zerfall der Welt autoritärer Formen" herbeiführten. Diese durch die moderne Wirtschaftsstruktur geschaffene Lage dokumentiert sich auf sexualethischem Gebiet vor allem in folgenden Änderungen der bisher geltenden Formen und Normen:

in der Auflösung des patriarchalisch bestimmten Eheideals, die zur Folge hat die Entwertung des jungfräulichen Keuschheitsideals einerseits und das Zerbrechen des bis dahin in der männlichen Herrschaftsstellung begründeten Ideals der Ehefrau und Mutter anderseits;

in der aus dieser Auflösung resultierenden Überwindung der doppelten Moral durch die Aufhebung der öffentlichen Prostitution, in den freieren Formen der Liebesverbindung und der daraus folgenden häufigeren Erscheinung der unehelichen Mutter.

In diesen Änderungen, die durch die Einbeziehung der Frau in den Wirtschaftsprozeß und der daraus sich ergebenden wirtschaftlichen Selbständigkeit der Frau, die die persönliche und kulturelle zur Folge haben kann, geschaffen wurden, sind neue schwerwiegende Probleme mitgesetzt, für deren Lösung — nach Mennickes Meinung — die gesamte Frauenwelt sich besonders verantwortlich wissen muß.

Der geschichtliche Aufriß und die Gegenwartszeichnung entsprechen durchaus der Wirklichkeit. Es bleibt auch Mennicke nicht ganz verborgen, daß wir in einer chaotischen Durchgangs- und Übergangszeit stehen, die schwere Gefahren in sich schließt. Er weiß sich dem „neuen Werden" verpflichtet! (Im Einzelnen wäre eine noch pathosfreiere Sprache angebracht!) Trotz dieser Gefahren ist es uns nicht mehr möglich noch erlaubt rückwärts gewandt die alte Formenwelt und ihre Ordnungen zu idealisieren und zurückzuwünschen, nachdem sie uns in ihrer Fragwürdig-

*) Alfred Protte Verlag Potsdam 1930. 87 S. 2.25 M.

keit und soziologischen Bedingtheit durchsichtig geworden ist. „Die alte Formenwelt ist dahin samt allen ihren Voraussetzungen" (S. 22). Mennicke weiß sich dem „neuen Werden" verpflichtet.

Der Aufruf zur Verantwortung

Angesichts dieser Tatsache „bleibt uns keine Wahl als zu schaffen an einer gesellschaftlichen Formenwelt, die aus der Qual der zerstörenden Kämpfe, die die Menschen gegeneinander führen, erlöst" (S. 21). Es kann sich also nicht um eine unkritische Bejahung unseres augenblicklichen Zustandes handeln, nicht um Bejahung des „Chaos", sondern um die ernste Arbeit am Versuch einer neuen Gesellschaftsgestaltung, um Formung der chaotisch drängenden Kräfte. In dieser ernsten Verantwortung dem form- und gestaltlosen Heute gegenüber um des besseren Morgen willen wissen wir uns eins mit Mennicke. In diesem Aufruf zu einer gemeinsamen, konkret in Angriff zu nehmenden Aufgabe liegt der positive Gehalt der Schrift.

Die spezifische Verantwortung der Frau

An uns Frauen ist seine Aufforderung in erster Linie gerichtet. Uns auferlegt er einen Hauptanteil der Verantwortung. Darum auch haben wir uns vor allem auseinanderzusetzen mit dem Gehalt der von Mennicke gesehenen Aufgabe einer neuen Gesellschaftsgestaltung:

> Es geht darum, daß sich in der Frauenwelt ein tiefgründiges Bewußtsein bilden muß von der Aufgabe „Schöpferin und Trägerin einer erotischen Kultur zu sein", damit sich zu dem ganzen destruktiven Geschehen, das sich heute auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens abspielt, eine grundsätzlich andere Haltung herausbildet. (S. 56)

Die Frau also als Schöpferin und Trägerin einer erotischen Kultur! — Ein Recht, diesem schwerwiegenden Satze zuzustimmen oder ihn abzulehnen, erwächst uns erst auf Grund einer ernsthaften Besinnung auf das, was mit „erotischer Kultur" gemeint ist.

Mennicke sieht klar die durch die kapitalistische Ordnung ins Extrem gesteigerte Sinnentleerung aller menschlichen Begegnungen, die meist nur noch „Geschäft" sind. Er ringt um eine neue Sinnerfüllung aller menschlichen Beziehungen, durch die auch der „sexuelle Akt" aus seiner „Isolierung befreit" und in einen geistig-erotischen Sinnzusammenhang eingeordnet wird. Wir stimmen ihm darin zu, daß gerade in diesem Punkt etwas ganz anders, ganz neu werden muß, — aber leider enthüllt sich gerade bei dieser Frage nach Sinn und Wesen des Erotischen die ganze Schwäche und Fragwürdigkeit der Mennickeschen Position und Wegweisung.

Wohl mag er darin recht haben, daß „kein direkter Weg vom Denken zum Sein führt" (S. 20), aber ich glaube doch, daß auch das Durchdenken der Fragen, daß die „Erkenntnis" eine ungeheuer wichtige Funktion im menschlichen Leben ist, ja daß das Denken dem Sein einen Dienst tun kann da, wo es nicht intellektuelle Spielerei ist, sondern eine den ganzen Menschen erfassende Arbeit zu tun versucht, da wo an Stelle eines isoliert abstrakten Denkens das auf Sein und Leben bezogene tritt.

2. Das Negative, zum mindesten Fragliche der Schrift

Ich sehe es

1. in einem gefährlichen Steckenbleiben in der marxistischen Welt- und Lebensdeutung, die eine der Wirklichkeit jeder Geschichtsepoche entsprechende „Schau des Menschen" verhindert, zum wenigsten trübt,

2. in der allzu einseitig pragmatisch-empirisch orientierten Lebenshaltung, in dem Verzicht auf ein geistig ringendes Durchdenken der Erscheinungen, der in diesem Zusammenhang eine Einseitigkeit und Unklarheit in der Wesensbestimmung des Erotischen zur Folge hat, die sich hindernd auswirken muß gerade im Blick auf die sexualethische Neuorientierung und sinnerfüllte Umwertung all unserer menschlichen Begegnungen,

3. in dem der Frau zuerkannten „Mehr" an Verantwortung auf sexuell-erotischem Gebiet, das einer biologischen Schätzung und Überwertung entspringt und die Radikalisierung der Ehe als einer Begegnung zweier Menschen „im Geist" ausschließt.

Das Steckenbleiben im Marxismus

In der Auseinandersetzung mit Gertrud Bäumers Schrift „Die Frau in der Krisis der Kultur" weist Mennicke mit Recht einen zeitlosen, außergeschichtlichen Wesensbegriff des Menschen, eine „gleichsam in sich isolierte ewige Wesenhaftigkeit des Menschen" ab mit der Begründung, daß das letzte Verantwortungsbewußtsein des Menschen nur in direkter Beziehung auf sein historisches Schicksal erwachen und sich auswirken könne:

> Der Mensch erweist sich in seinem historischen Schicksal so eng und unablöslich an den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß gebunden, daß die Besinnung auf seine Lage nur in direkter Beziehung auf die gesellschaftliche Epoche erfolgen kann, in die er sich verflochten findet. (S. 35)

Wir unterschreiben diesen Satz und halten seine unumstößliche Richtigkeit aufrecht gegenüber allen Versuchen idealistischer oder sogenannt „christlich-religiöser" Lebensdeutung, die das Verflochtensein des Menschen in sein geschichtliches „Jetzt und Hier" leugnen wollen zu Gunsten einer über der Zeit schwebenden geistig — oder geistlich — absoluten jenseitigen Verantwortung und Sinndeutung des menschlichen Daseins. Aber wir wenden uns zugleich mit ganzer Schärfe gegen eine Verflachung und spannungslose Interpretation dieser Erkenntnis im Sinn eines marxistischen Dogmas, dem die weiteren Ausführungen Mennickes zum mindesten nahekommen.

Warum diese Ablehnung?

Weil dieses Dogma die Situation des Menschen einseitig beleuchtet, daher verkennt und aus falschem Mitleid lügt. Denken wir an die Wahrheit des Nietzschewortes: „Alle große Liebe ist noch über all ihrem Mitleiden, denn sie will das Geliebte noch — schaffen! Mich selber bringe ich meiner Liebe dar und meinen Nächsten gleich mir, so geht die Rede allen Schaffenden — Alle Schaffenden aber sind hart." —

Wir wissen so gut wie Mennicke aus täglicher Erfahrung, und zwar nicht nur im Blick auf die proletarischen Kreise, sondern gerade auch hinsichtlich Klein- und Großbürgertum, daß „angesichts der Übergewichtigkeit der materiellen und machtmäßigen Interessen eine Vergegenwärtigung des verantwortlichen Lebenssinnes nicht mehr in lebendiger Weise unter uns erfolgt, daß das Gros der Menschen nichts mehr davon erfährt" (S. 36).

Diese Tatsache entbindet uns aber doch in keiner Weise, sondern verpflichtet uns geradezu bei dem Ringen um eine neue Möglichkeit direkter wie indirekter Vergegenwärtigung nach der letzten Ursache zu fragen, die diese Entwicklung heraufbeschwor. Und stoßen wir da nicht mit innerer Notwendigkeit, nachdem wir die national-ökonomisch-wirtschaftlich-politisch-soziologisch-eigengesetzlichen (?) Entwicklungstendenzen als bedingte Erklärungen für die heutige Situation erkannt haben, auf die Frage nach dem Menschen und seinem „Selbstverständnis" innerhalb dieser Gesamtentwicklung?

Für Carl Mennicke sowohl wie für Gertrud Bäumer liegt die Antwort auf diese Frage in dem Wissen darum, daß „dem Leben eine absolute Verantwortung im religiösen Sinne innewohnte". (Bäumer S. 15.) „In dieser Besinnung des Menschen auf sich und seine Lage in der Welt wird der Mensch an die letzte Entscheidungsfrage herangeführt" (S. 34 und 35 Mennicke). Bei Beiden wird von „Verantwortung", von „positiver Sinndeutung des Lebens", von „Entscheidung" gesprochen; nirgends aber wird deutlich, was eigentlich inhaltlich mit diesen Ausdrücken gemeint ist. Mennicke wirft G. Bäumer nicht mit Unrecht „Unschlüssigkeit in der Gedankenführung" vor, die meines Erachtens herrührt von einem Mangel an klaren Wesens-

und Begriffsbestimmungen, vor allem auf religiösem Gebiet. Aber liegt nicht in noch viel beängstigenderem Maß über Mennickes eigener Ausdrucksweise ein völlig undurchsichtiger Schleier?

Die Erkenntnis, daß der Mensch durch das jeweilig historische Schicksal geprägt und bestimmt wird, ist doch keine volle Antwort auf die Frage nach dem „Wieverständnis" seiner Existenz. Wie sieht Mennicke den Menschen in dieser seiner Geschichte? Als Produkt der Wirtschaftsfaktoren? — Was meint er mit der „Entscheidungsfrage, an die er herangeführt wird?" Was versteht er unter Verantwortung? Vor wem hat sich der Mensch zu verantworten? Wem gegenüber sich zu entscheiden? Wer oder was zwingt ihn dazu? — Diese Fragen bleiben undurchgeführt und unbeantwortet in der Schwebe. Warum? —

Ohne jegliche tiefergehende Anthropologie verlangt Mennicke einfach auf Grund einer marxistischen Doktrin vom gegenwärtigen Menschen den „verantwortlichen" Einsatz für die sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.

Sollte uns aber nicht gerade um des lebendigen Wahrheitsanspruchs des Sozialismus (nicht um einer erstarrten Doktrin) willen die Frage nach dem Menschen und seinem Sichverstehen in der Geschichte bewegen? War und ist er denn nur Zuschauer in ihr? von fremden Mächten getriebenes, machtloses Rad in einer Maschinerie des Daseins? Oder sieht er sich als lebendiges Glied im Wirtschaftsprozeß, als gestaltenden Willen, der beide Möglichkeiten in sich faßt: entweder die ihm verliehenen Kräfte in Selbststeigerung und Knechtung Anderer zu mißbrauchen oder mit ihnen als „anvertrauten Pfunden" in Verantwortung dem Ganzen zu dienen?

Muß uns nicht gerade in dem geschichtlichen Geschehen, in dem wir drin stehen, die eigentliche Situation des Menschen in der Welt blitzartig offenbar werden? Das Leben in der „Angst", sich selbst durchsichtig zu werden, die Flucht vor dieser stillehaltenden Selbsterfassung, das Ausweichen vor der Erkenntnis der vom Menschen aus unaufhebbaren Schuldverhaftung? Erleben wir nicht in dem Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus die unheimliche Wirklichkeit einer Kollektivschuld, die das individuelle Schuldigwerden impliziert? Verrät sich nicht in dem durch die kapitalistische Zivilisation bestimmten Tempo unserer Weltstunde dieser scheinbar so sichere, im Tiefsten aber doch zitternde Schritt der „Angst" des Menschen, ein grandioser Versuch der Flucht des Menschen vor seinem Schicksal, d. h. vor Gott?

Der in Angst lebende Mensch sucht in jeder Geschichtsepoche Sicherung seiner selbst in allen Möglichkeiten endlicher Lebensformen und flieht die Entsicherung seiner ans Endliche sich klammernden Existenz durch Gott. Das ist seine Schuld. Jedem Schuldigwerden vor Gott gilt aber die Verheißung der Wiedergeburt im Geiste, die den Menschen von der Knechtung unter die „Angst" befreit zum Wagnis eines dienenden Lebens in der Ungesichertheit. Das ist seine Erlösung.

Kann nicht nur der Mensch, der die Antwort auf die Frage seiner Existenz in diesem polaren Spannungsverhältnis, in diesem täglich neu zu wagenden Kampf zwischen selbstisch-schuldhaftem Sicherungsdrang und gottgewirkter erlösender Entsicherung findet, allein die echtverantwortliche, d. h. kritisch-prüfende Stellungnahme und Entscheidung gegenüber Realitäten wie Kapitalismus und Sozialismus gewinnen?

Sicher ist gerade für ihn die kapitalistische Wirtschaftsordnung der sinnfälligste Ausdruck jener ersten Möglichkeit, von der wir oben sprachen, des Mißbrauchs der menschlichen Kräfte, der Verantwortungslosigkeit; und gewiß ist für ihn der Protest des Sozialismus — sofern dieser sich nicht selbst mißversteht — kündender Hinweis auf die andere Möglichkeit, die des verantwortlichen Dienstes am Ganzen. Aber: eben auch nur Hinweis auf die andere Möglichkeit, die Wirklichkeit nur wird, solange die Leidenschaft im Menschen wach ist gegen Sicherungsintentionen eines am irdischen Brote „sich begnügenden Daseinsverständnisses".

Wir wissen so gut wie Mennicke, daß das „irdische Brot" Grundbedingung und Voraussetzung jeder höheren Möglichkeit des menschlichen Daseins ist und daß uns der unerbittliche wirtschaftliche Kampf — Allen diese Voraussetzung zu schaffen — heute ernster denn je aufgetragen ist; aber seine ungebrochene marxistische Welt- und Lebensdeutung scheint mir fast der uns allen immer drohenden Gefahr des „Großinquisitors" zu erliegen, die aus einer Pseudoliebe auf das Alles fordernde Wagnis der Christusliebe verzichtet. Der empirische Mensch steht in jeder Form der Wirtschaftsordnung — sei sie kapitalistisch oder sozialistisch — in der Möglichkeit, den Sinn seiner Existenz zu verfehlen oder ihn zu erfüllen, d. h. er steht in beiden vor der Gottesfrage.

Der Ernst dieser Tatsache hat mit „Subjektivismus" oder „religiösem Individualismus" nichts zu tun. Oder nur insofern, als er sich gerade durch seine objektive Tragweite negativ oder positiv auswirkt im gesellschaftlichen Miteinander der Menschen.

Die Frage nach dem Wesen des Erotischen

Diese objektive Tragweite eines echten menschlichen Seinsverständnisses wird deutlich und wichtig hinsichtlich aller menschlichen Begegnungen, im besonderen aber aller vom Eros bestimmten. Wie wenig Mennicke diese objektive Tragweite zu erkennen scheint, zeigt sich in der Interpretation dessen, was er unter dem „erotischen Erlebnis" versteht. Er nennt als für das erotische Erlebnis charakteristisch eine „eigentümliche Wesenserfüllung", eine „beglückende Steigerung des Lebensgefühls" und sieht in diesem Erlebnis „eine der positivsten Halte — und Gestaltungskräfte im menschlichen Dasein", die von daher die „gewissenhafteste gesellschaftliche Aufmerksamkeit erfordert". —

Er hat unzweifelhaft Recht mit dem Hinweis auf die ungeheuer positive Bedeutung, die dem Erotischen zukommt im menschlichen Zusammenleben. Wer diese Bedeutung leugnen wollte, der täuschte sich selbst entweder, oder ihm wäre tatsächlich der Reichtum einer tiefbeglückenden und gestaltenden Wirklichkeit verborgen und vorenthalten. Die Frage jedoch, ob dem erotischen Erlebnis schlechthin, d. h. bedingungslos positive Bedeutung zukommt, oder ob es nur unter bestimmter Bedingung positiv gewertet und darum bejaht werden muß, kann nur auf Grund einer wirklich „gewissenhaften" Besinnung über das Wesen des Erotischen beantwortet werden.

Diese Forderung der „Gewissenhaftigkeit" scheint mir Mennickes Analyseversuch leider gerade nicht zu erfüllen. Schuld daran ist wohl die aus dem Marxismus sich ergebende allzu einseitig pragmatisch-orientierte Lebenshaltung, die ein echt-realistisches, d. h. an der vollen Wirklichkeit des Menschen orientiertes durchdenkendes Eindringen in das Phänomen des Erotischen verhindert.

Dem aus der doktrinär anmutenden marxistischen Weltanschauung entspringenden Mangel einer ernsthaft gestellten Frage nach dem Menschen folgt eine einseitige Wesensbestimmung des Erotischen. Was er (S. 47) über den eigentlichen Sinn des erotischen Erlebnisses sagt, ist natürlich richtig, aber unzulänglich. „Dichterische Ausdrücke" genügen wahrlich nicht zur Erfassung dieser Erscheinung, sondern sind eher dazu angetan, den Sinn zu verhüllen, als ihn zu enthüllen. Uns Frauen aber muß es ein ernstes Anliegen sein, daß sich uns das Wesen des Eros nicht verhüllt, sondern enthüllt, da wir ja vorwiegend zu „Schöpferinnen und Trägerinnen einer erotischen Kultur" aufgerufen werden. (Schluß folgt)

Marburg Claudia Bader

Der Leidensweg der deutschen Kolonisten in Rußland

1. Warum?

Die Auswanderungsbewegung, die diesen Herbst mit elementarer Wucht unter den deutschen Kolonisten in Rußland einsetzte, hat wie mit Blitzlicht hineingeleuchtet in eine neue Welt, die in Rußland im Entstehen ist. Sie hat aber auch gezeigt, daß die neue Welt des Kommunismus bei weitem nicht das Glück für die Menschheit bedeutet, wie Viele das auch heute immer noch glauben. Im Gegenteil! Wir haben einen Blick getan in eine Welt, die unendlich viel Jammer, Not und Elend in sich birgt. Die zwölf Jahre der Sowjetherrschaft sind für die deutschen Kolonisten in Rußland eine Kette unsäglicher Leiden gewesen. Zwölf Jahre lang hat man sie auf jegliche Weise gedrückt und gequält, zwölf Jahre lang hat man ihnen auf der Seele herumgetreten, bis sie es nicht mehr aushielten. Bis die helle Verzweiflung sie packte und sie nun ihr Heil in wilder Flucht suchen.

Seit 150 Jahren leben die deutschen Kolonisten in Rußland, aber sie sind deutsch geblieben bis in die Knochen. In Sprache und Sitte, in der Art zu denken und zu handeln sind sie so urdeutsch, wie ihre Väter es vor 150 Jahren waren. Das erklärt sich damit, daß die Kolonisten viele Jahrzehnte hindurch völlig abgeschlossen gelebt haben und mit der russischen Bevölkerung fast gar nicht in Berührung gekommen sind. Stärker hat sich der Einfluß des Russischen nur in den Wolgakolonien geltend gemacht. Während z. B. die Wolgadeutschen im Laufe der Jahre zirka 800 russische Lehnwörter in ihren Wortschatz aufgenommen haben, kommen bei den Mennoniten in Südrußland nur etwa 200 russische Lehnwörter vor.

Fortschrittlich in ihrer Wirtschaftseinrichtung, sind die Kolonisten in ihrer Weltanschauung und Lebensauffassung durchaus konservativ. Ihr Deutschtum und ihr Glaube ist ihnen heilig, und die Sitten und Gebräuche der Väter werden von ihnen treu bewahrt und gepflegt. Kirche und Schule stehen bei ihnen in hohem Ansehen. Ich habe in Rußland nie gesehen, daß ein deutscher Bauer am Sonntag irgendeine Feldarbeit verrichtet hätte. Über schwachen Kirchenbesuch hatten die Pfarrer dort in der Regel auch nicht zu klagen.

Die Zahl der deutschen Kolonisten in Rußland beträgt heute ungefähr eine Million. Davon sind 100 000 — Mennoniten, etwa 300 000 — Katholiken und zirka 600 000 — Evangelische (in diese Zahl sind auch die kleineren Religionsgemeinschaften der Reformierten, der Herrnhuter, der Baptisten u. a. mit eingeschlossen). Von den drei Hauptkonfessionen bilden also die Mennoniten die kleinste Gruppe, sind aber wirtschaftlich und kulturell nicht nur den Katholiken, sondern auch den Evangelischen überlegen. Ihre Ansiedlungen sind die blühendsten, ihre Dörfer zeichnen sich nicht nur durch Ordnung und Sauberkeit, sondern auch durch Solidität und eine behäbige Fülle aus. Dafür hat die Revolution sie aber auch am schwersten getroffen.

Im allgemeinen sind die deutschen Kolonisten ein kerniges Bauerngeschlecht, derb und bieder, treu und rechtschaffen, nüchtern und arbeitsam. Dank ihrem regen Fleiß und ihrer Sparsamkeit hatten sie es in Rußland zu hohem Wohlstand gebracht. Im Vergleich zu der umliegenden russischen Bevölkerung waren sie nicht nur wohlhabend, sondern sogar reich. Glücklich und zufrieden lebten sie in ihrem neuen Vaterland, denn sie hatten ihr Land und ihr gutes Auskommen, waren frei und unabhängig; Jeder war sein eigener Herr auf der eigenen Scholle.

Es liegt daher in der Natur der Sache, daß sie prinzipielle Gegner des Sowjetregimes waren, das seine Tätigkeit damit einleitete, daß es das Privateigentum abschaffte. Zu einer bewaffneten Auflehnung ist es nur an der Wolga gekommen, im größten geschlossenen deutschen Gebiet in Rußland. Die andern deutschen Ansiedlungen sind viel zu klein, als daß man an einen aktiven Widerstand auch nur hätte denken können. Aber die ganze Weltanschauung und Lebenseinstellung der Kolonisten sträubte sich gegen das neue System.

Das hat man ihnen nie verziehen. Der ganze Haß der Besitzlosen richtete sich nunmehr gegen sie, und in kurzer Zeit hatte man ihren Wohlstand gründlich vernichtet. Richtiger: er war in die benachbarten Russendörfer hinübergewandert. Aber man glaubte ihnen nicht. In der Vorstellung der Proletarier, die nun die Regierung bildeten, war der Reichtum der deutschen Bauern unerschöpflich. Tatsächlich konnte man aus so einem Bauernhof erstaunlich viel herausholen. Wenn man meinte, man habe alles genommen, so fand die nächste Kommission immer noch vieles, was man nehmen konnte. Und wenn man ihm etwas Ruhe gönnte, so arbeitete der zähe deutsche Bauer sich bald wieder empor. Bei größter Sparsamkeit, indem er sich selber das Notwendigste versagte, brachte er es immer wieder fertig, sich ein Paar Gäule anzuschaffen, um sein Feld bestellen zu können. Da konnte man also melken und wieder melken. Die waren einfach nicht tot zu kriegen.

Die zentrale Sowjetregierung hat anfangs Anstrengungen gemacht, die deutschen Kolonien vor den vernichtenden Wogen des Rassenhasses zu schützen und ihren national-kulturellen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Aber die ergriffenen Maßnahmen waren völlig unzulänglich, auch standen der Regierung viel zu wenig geeignete Kräfte zur Verfügung. Und schließlich — die Deutschen konnten ja zahlen! So kam es, daß die deutschen Dörfer systematischer Ausbeutung anheimfielen. Bei allen Getreideabgaben entfiel das Schwergewicht regelmäßig auf die deutschen Kolonien. Waren rote Truppen einzuquartieren, so bevorzugte man wiederum die deutschen Dörfer, und sobald die Verpflegung der roten Armee in Schwierigkeiten geriet, griff man in erster Linie auf die Vorräte der deutschen Kolonien zurück. Sollten „freiwillig" innere Anleihen gezeichnet werden, so verlangte man von den deutschen Bauern die höchsten Summen usw. usw.

Dazu kamen die Eingriffe und Übergriffe auf dem Gebiet der Kirche und der Schule. Unter der Zarenregierung hatten die Kolonisten die kirchlichen Angelegenheiten vollständig nach eigenem Ermessen verwaltet, auch die Schulverwaltung hatte zum Teil in ihren Händen gelegen. Jetzt wurde alles anders. Nicht auf einmal, nicht plötzlich, sondern nach und nach, ganz allmählich. Wohl hat die Sowjetregierung in den Grundgesetzen die Religionsfreiheit garantiert, aber der Paragraph war wohl nur fürs Ausland bestimmt, denn die Sowjetregierung ist von Anfang an bewußt und grundsätzlich antireligiös gewesen. Wie einerseits die Weltrevolution ihr Ziel ist, so anderseits die Ausrottung der Religion. Der Kampf gegen Gott und alles Religiöse hat denn auch mit der Zeit ganz offene Formen angenommen.

Angeblich geschieht ja alles ohne Zwang, auch die Enteignung der Kirchen. Die Kirchengebäude wurden gleich nach der Revolution für Staatseigentum erklärt, wurden aber den Gemeinden zur Benutzung überlassen. Dafür mußte die Gemeinde eine Steuer zahlen. Diese Steuer war anfangs auch tragbar, wurde aber immer mehr in die Höhe geschraubt, bis sie über die Kräfte der Gemeinde ging. Ist dann auf diese Weise eine Kirche zu Grunde gesteuert, so wird daraus ein Museum oder ein kommunistisches Klubhaus gemacht. Ohne Zwang, natürlich! Genau so macht man es mit den Geistlichen: sie werden solange besteuert, bis es ihnen unmöglich wird, ihr Amt weiter zu bekleiden. Als man in dieser Angelegenheit bei der Zentralregierung vorstellig wurde, erhielt man die zynische Antwort: Ihr seid ein unerwünschtes Element, und wir werden euch tot machen. Freilich nicht mit dem Knüppel, sondern mit dem Rubel (ne dubjom, a rubljom).

So wird die Ausübung der Religion auf allen Seiten erschwert und schließlich unmöglich gemacht. Die Sonntagschulen sind verboten, Kindern unter 18 Jahren darf überhaupt kein Religionsunterricht erteilt werden. Wer ein kirchliches Amt bekleidet, hat kein Stimmrecht. Das gilt sogar den Mitgliedern des Kirchenchores. Wer aber stimmlos ist, der ist auch brotlos. Den Mitgliedern der professionellen Verbände — und das sind automatisch überhaupt alle Angestellten — ist es verboten, eine Kirche zu betreten. Jede Versammlungen in Privathäusern zu gemeinsamem Bibellesen oder Gebet sind aufs strengste untersagt. Allenthalben sind atheistische Vereine gegründet, deren Aufgabe es ist, alles Religiöse und Fromme zu vernichten. Um dem Sonntag seine Bedeutung zu nehmen, hat man ihn als Ruhetag abgeschafft, ebenso auch die christlichen Feste.

In dem Kampf gegen die Religion wird mit Vorliebe das System Julians des Abtrünnigen angewandt: man nimmt den Vertretern und Anhängern der Religion nicht das Leben, raubt ihnen nicht einmal die Freiheit, man nimmt ihnen nur die Möglichkeit zu leben: man macht sie stimmlos und damit rechtlos, arbeitslos, brotlos. Sie können keine Anstellung erhalten, nichts verdienen, dürfen nichts kaufen.

Ganz ähnlich liegen die Dinge auf dem Gebiet der Schule. Früher waren die Lehrer der deutschen Kolonien in den allermeisten Fällen auch zugleich Religionslehrer. Nach der Revolution durfte natürlich kein Religionsunterricht mehr erteilt werden. Aber dies genügte nicht. Die Lehrer, wie überhaupt die Mitglieder der professionellen Verbände, sollten aktiv eintreten in den Kampf für die Weltrevolution und den Kampf gegen die Religion; sie sollten in der Schule antireligiöse Propaganda treiben. Dieselben Lehrer, die früher Religionsunterricht erteilt hatten! Die deutschen Lehrer taten das nicht, das sei ihnen zur Ehre gesagt. Die Behörde drückte anfangs ein Auge oder auch beide Augen zu, denn man hatte ja keinen Ersatz. Aber allmählich zog man die Zügel straffer an, und da mußten die „frommen" Lehrer einer nach dem andern das Feld räumen. Um die Lehrer kontrollieren zu können, wurden sie, angefangen von den Volksschullehrern und hinauf bis zu den Professoren der Hochschulen, von Zeit zu Zeit auf ihr politisches Credo geprüft. Eine der ersten Fragen lautete: „Glauben Sie an Gott?" Wurde die Frage bejaht, so war der Gefragte schon durchgefallen. Und das bedeutet: er wird aus dem professionellen Verband ausgeschlossen, verliert seine Stelle und sein Brot. Also sagten manche, besonders von den jüngeren, „Nein" und verblieben im Amt. Aber gegen die antireligiöse Propaganda sträubten sie sich immer noch. Am längsten haben die mennonitischen Lehrer Widerstand geleistet. Aber letzten Sommer hat man auch sie gezwungen, Mitglieder des „Bundes der Gottlosen" zu werden.

In solcher Atmosphäre leben also heute die deutschen Kolonisten, die in der Masse noch treu zur Kirche stehen und an dem Glauben ihrer Väter festhalten. Man kann sich nach dem Gesagten lebhaft vorstellen, mit welchen Gefühlen sie in die Zukunft schauen und wie besorgt sie um das Schicksal ihrer Kinder sind. Ganz instinktiv suchen sie irgendeinen Weg zur Rettung. Und es scheint keinen andern Weg zu geben als nur einen einzigen: die Auswanderung. Der Auswanderungsgedanke ist darum auch nicht etwa erst heute erwacht, wie Manche meinen. Nein, er ist seit der Revolution unter den deutschen Kolonisten immer rege gewesen, ist zum Teil auch schon verwirklicht worden.

2. Wohin?

Wenn bisher an der Auswanderung fast ausschließlich die Mennoniten beteiligt waren, so ist das durchaus nicht Zufall. Die Mennoniten hatten immer eine gute Organisation, selbst bis in die neueste Zeit — der „Allrussische Mennonitenverband" wurde erst 1928 geschlossen — und sie hatten direkte Beziehungen zu den Glaubensbrüdern im Ausland, besonders in Amerika, welche ihnen die Auswanderung ermöglichten. Dann aber spricht hier sicher auch noch ein Charakterzug mit, der geschichtlich geworden ist. Bei den Mennoniten ist die Wehrlosigkeit ein Glaubenssatz. Wenn dem russischen Bauern die kommunistischen Umtriebe zu lästig werden, so greift er zur Selbsthilfe: zu Heugabel und Dreschflegel, Pistole und Messer. Dem Mennoniten dagegen verbietet seine Religion, Gewaltmittel anzuwenden. Er sucht dem Übel zu entgehen, indem er ihm ausweicht, ihm aus dem Wege geht. Wird er in einem Lande nicht geduldet oder sieht er seinen Glauben bedroht, so wandert er eben aus. So haben die Mennoniten es immer gemacht.

Als um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter Philipp II. Herzog Alba in den Niederlanden gegen den Protestantismus wütete, flüchteten die Mennoniten in Scharen nach Westpreußen, das damals polnisches Gebiet war. Als sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch die Teilung Polens unter preußische Oberhoheit kamen und in Preußen ihren Glauben bedroht sahen, wanderten viele nach Rußland aus. Als in Rußland 1874 die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, war das für viele Mennoniten wiederum ein Grund auszuwandern, diesmal nach Amerika. Mit diesen zuletzt Ausgewanderten sind die rußländischen Mennoniten durch Verwandte und Freunde immer in Fühlung geblieben, während die Beziehungen zu den Mennoniten in Deutschland und Holland fast gänzlich erstorben sind. In den Hungerjahren 1921 und 1922 organisierten die Mennoniten Amerikas ein großzügiges Hilfswerk zur Unterstützung der Glaubensbrüder in Rußland, wodurch die Beziehungen noch besonders gefördert wurden.

Als nun in Rußland die Revolution kam, das Land enteignet wurde und der Kampf gegen Religion und Sitte einsetzte, sagten sich die Mennoniten: wir können den Kampf nicht abwehren, darum müssen wir um unseres Glaubens willen, um unserer Kinder willen auswandern. Bereits 1919 schickten sie eine mit weitgehenden Vollmachten ausgestattete Studienkommission ins Ausland, die Siedlungsmöglichkeiten auskundschaften und die Auswanderung organisieren sollte. Die Arbeit der Studienkommission gestaltete sich ungemein schwierig. Deutschland hatte seine Kolonien verloren, in der ganzen übrigen Welt aber war die Kriegspsychose noch wirksam. Die Stimmung war gegen die Deutschen, und gegen die Mennoniten als Antimilitaristen noch ganz besonders. Als Siedlungsgebiet kam eigentlich nur Amerika in Frage. Aber die Vereinigten Staaten zeigten sich unzugänglich. Mexiko war zwar bereit, die Mennoniten aufzunehmen, aber die politischen Zustände sind dort zu unsicher. In Südamerika stellte Paraguay günstige Bedingungen, aber es war zu weit entfernt für den Fall, daß eine Hilfsaktion der Mennoniten in den Staaten erforderlich werden sollte. So blieb schließlich nur Kanada übrig. Aber auch hier galt es, erst viele Hindernisse und Vorurteile zu überwinden. Auch Rußland machte große Schwierigkeiten. Aber 1923 konnte doch die Auswanderung beginnen. Sie war so organisiert, daß die Schiffslinie Canadian Pacific Railway Company die Überfahrt auf Kredit gewährte, unter Garantie der kanadischen Mennoniten. Das war notwendig, weil die Mennoniten schon damals fast all ihr Hab und Gut verloren hatten.

Auf diese Weise sind in den Jahren 1923—1927 überhaupt 18368 Mennoniten nach Kanada gebracht worden. Aber dann war Schluß. Die Sowjetregierung legte ihr Veto ein. Die Auswanderung war eine zu schlechte Reklame für den Sozialistenstaat. Es wurde also an die Gouvernementsbehörden die Order gegeben, Mennoniten keine Auslandspässe mehr zu verabfolgen. Ganz aufgehört hat ja die Auswanderung trotzdem nicht, aber es waren nur einige Wenige, denen es irgendwie doch gelang hinauszu-

kommen. Die Gesuche um Pässe liefen haufenweise ein, aber alle wurden abgesagt.

Da entschloß sich gegen Ende 1928 eine Anzahl Familien, wiederum Mennoniten, ihr Hab und Gut zu veräußern und nach Moskau zu gehen, um ihre Gesuche um Auswanderung bei der Zentralregierung einzureichen. Die Gesuche wurden auch dort abgelehnt, aber die Kolonisten ließen sich nicht entmutigen. Mit der Zähigkeit eines friesischen Bauern reichten sie unentwegt ihre Gesuche von neuem ein. Wurde ihnen heute eine abschlägige Antwort, so reichten sie morgen wieder frisch ein und warteten weiter.

Ganz allmählich vergrößerte sich ihre Zahl, denn in der Heimat wurde die Lage anstatt leichter noch immer schwerer. Man fing an, Ernst zu machen mit der Durchführung des Fünfjahrplans. Nach diesem Plan soll nämlich in fünf Jahren, angefangen vom Oktober 1928, die gesamte Landwirtschaft Rußlands kollektivisiert sein. Das heißt: es soll keine Einzelwirtschaften mehr geben, sondern nur noch Kollektivwirtschaften, sogenannte „Weizenfabriken". Wie in der Industrie nicht jeder Arbeiter seine eigene Werkstatt hat, sondern viele Arbeiter zusammen in einer großen Fabrik arbeiten, so sollen auch viele Bauern sich zu einem Kollektiv zusammenschließen und gemeinsam eine Großfarm bewirtschaften. Das Kollektiv ist aber nur eine Übergangsstufe. Das Ziel ist die „Kommune", eine volle Gütergemeinschaft aller Beteiligten, in der die Begriffe „mein" und „dein" nicht mehr existieren. Nicht nur in Bezug auf Land, Ackergeräte und Betriebseinrichtungen, sondern auch in Bezug auf Haus und Haushalt, auf Kleid und Bett, und schließlich auch — auf Weib und Kind. Eine Lebensgemeinschaft ohne Gott, ohne Glauben, ohne Sitte, ohne Moral! In die Dorfkommune werden nur solche aufgenommen, die sich öffentlich von der Kirche und vom Glauben losgesagt haben. Wer in die Kommune eintritt, muß ihr sein gesamtes Vermögen übergeben; will oder muß er aber später austreten, so erhält er kein einziges Stück zurück.

Dieses System ist für die deutschen Kolonisten ganz unmöglich. Sie können nie Kommunisten in diesem Sinne werden, weil sie tief religiös sind. Es ist daher verständlich, daß sie sich gegen dieses System aufs äußerste sträubten und wehrten. Die Behörden gingen darum schließlich zu einer zwangsweisen Kommunisierung der Bauernbetriebe über. Als Mittel dazu kam wiederum die bewährte, direkt böswillige Steuerpolitik in Anwendung. Den besser gestellten Bauern wurde eine so hohe Steuer auferlegt, daß sie die unmöglich leisten konnten. War nun in einer bestimmten Frist die Steuer nicht entrichtet, so wurde die Forderung ums Fünffache erhöht, mit dem Befehl, in drei Tagen zu zahlen. Natürlich konnte man diese Forderung noch viel weniger erfüllen als die frühere. Und dann wurde dem „Widerspenstigen" durch öffentliche Versteigerung alles verkauft: das Vieh, die Ackergeräte, oft auch das Haus mit der gesamten Einrichtung. Der Zuschlag erfolgte dabei regelmäßig an die kommunistischen Dorfgenossen, und der erzielte Preis stellte in der Regel nur den zehnten Teil des Taxwertes oder noch weniger dar. Später, etwa seit August 1929, ersparte man sich auch diesen Umweg einer öffentlichen Auktion und beschlagnahmte ohne Weiteres das Vermögen für die Dorfkommune. Der um alles Beraubte aber wurde mit Frau und Kind einfach auf die Straße gesetzt und noch dazu gezwungen, das Heimatdorf zu verlassen.

3. In Moskau

In Moskau war es inzwischen Frühling geworden und war Sommer geworden. Endlich im August 1929 gab die Regierung zirka 50 Familien die Erlaubnis zur Auswanderung. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich in den deutschen Ansiedlungen nun die Nachricht: In Moskau gibt es Pässe!! Und nun war kein Halten, kein Besinnen mehr. In Scharen strömten die Leute nach Moskau. In kurzer Zeit waren es 100 Familien, dann 300, 500, 800, über 1000. ... Aus der Krim, aus der Ukraine, von der Wolga, aus Sibirien, sogar aus Turkestan — von überall her kamen sie. Jeden Tag kamen 10, 20, 30 neue Familien hinzu. Die Bewegung griff auch auf Nichtmennoniten über.

In der Stadt wurde das Leben zu teuer, denn die Meisten hatten sehr wenig Barmittel. Da zogen die Kolonisten hinaus in die Russendörfer vor Moskau, in die Sommerhäuschen der Moskauer aus früherer Zeit. Dort lagerten sie, zu 10—20 Personen eingepfercht in kleine Zimmer, für die sie hohe Miete zahlten, und warteten auf die Erlaubnis zur Auswanderung. Und immerfort kamen noch neue hinzu. In der Heimat wurde es den Leuten verboten, Ausruf mit ihren Sachen zu machen. Da verkauften sie unter der Hand ihre Habseligkeiten, ließen Haus und Hof im Stich und zogen bei Nacht und Nebel heimlich ab nach Moskau. In Moskau wurde schließlich der Bahnhof gesperrt für die deutschen Kolonisten. Da verließen diese den Zug einige Stationen vor Moskau und kamen dann per Wagen oder zu Fuß irgendwie bis in die Nähe Moskaus zu den Ihrigen.

Es war sicher nicht Leichtsinn, der die Mennoniten — denn um solche handelt es sich fast ausschließlich — nach Moskau gehen ließ. Wer die rußländischen Mennoniten kennt, der weiß, daß sie ein schwerblütiger Volksschlag sind; in ihren Adern fließt niederländisches Blut. Der Mennonit überlegt lange und bedächtig, ehe er eine Entscheidung trifft. Aber ist erst der Entschluß gefaßt, dann handelt er mit auffallender Ruhe und Entschiedenheit. Man hört auch jetzt von ihnen immer wieder die Äußerung, daß es ihnen einen schweren Kampf gekostet habe, alles zu veräußern und aufs Ungewisse nach Moskau zu gehen. Aber wenn das Schiff brennt, springt auch der Nichtschwimmer ins Wasser. Es war eben der wenn auch unsichere, so doch einzig mögliche Weg zur Rettung aus der Hölle. Die Meisten waren sich dessen klar bewußt, welches Risiko die Fahrt nach Moskau für sie bedeutete. Als Beweis dafür diene der erschütternde Brief eines Mannes, dem auch Alles, was er hatte, genommen und der dann mit Familie (Frau und sechs kleinen Kindern) aus der Heimat ausgewiesen wurde. Er schreibt:

> Heimatlos und mittellos wollen wir gemeinsam sterben. Wir wollen nach Moskau fahren, uns dort im Walde niederlassen und warten. Braucht die Menschheit wieder Blutzeugen für den Christusglauben, dann wollen wir unsern Leib hergeben, wie wir auch Hab und Gut ohne Groll abgegeben haben. Gott helfe uns! Betet für uns, daß wir im Leiden nicht ermüden! Wir leiden nicht allein. Etliche sind darüber gestorben, Andere wahnsinnig geworden. Die Christen werden sehr verfolgt. Trotz allem, Gott ist mit uns! Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit! Sollten wir hier mit unsern Kindern untergehen, dann singt uns in euren Herzen und euren Kirchen das Grablied. Das ist unsre letzte Bitte!

Nachdem die Bewegung solches Ausmaß angenommen hatte, konnte sie natürlich nicht mehr verborgen bleiben. Die Zeitungskorrespondenten wurden darauf aufmerksam, und Mitte Oktober erschienen die ersten Aufsätze in einigen Berliner Zeitungen. Da ging ein plötzliches Aufhorchen durch die ganze zivilisierte Welt. Der Notschrei von Tausenden geängstigter und gequälter Menschen traf ihr Ohr, ein Hilferuf in höchster Not! Alle größeren Zeitungen Europas und Amerikas brachten nun einen Artikel nach dem andern, worin die Notlage der deutschen Kolonisten vor Moskau in grellen Farben geschildert wurde.

Die Sowjetregierung sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, das Problem auf irgendeine Weise aus der Welt zu schaffen. Am 22. Oktober erteilte sie den vor Moskau angesammelten Kolonisten die Erlaubnis zur Auswanderung, verlangte aber, daß sie unverzüglich das Land verließen. Die Leute wollten alle nach Kanada, viele hatten auch durch die Vermittlung von Verwandten und Freunden bereits die Schiffskarten sowie das kanadische Ein-

reisevisum in Händen. Da erklärte aber plötzlich die kanadische Regierung, daß sie so viele Einwanderer zum Winter unmöglich aufnehmen könne; da müsse sie zuvor die Provinzialregierungen befragen. Dadurch gerieten die Kolonisten in eine furchtbare Zwangslage. Die Sowjetregierung drängte auf sofortige Ausreise und drohte mit dem Rücktransport in die alten Wohnorte.

Es erging ein Appell an die deutsche Reichsregierung. Der Notlage Tausender Deutschstämmiger gegenüber konnte die deutsche Reichsregierung nicht gleichgültig bleiben, und sie hat sich denn auch der Sache in hochherziger Weise angenommen. Schon im Oktober fanden in Berlin wichtige Besprechungen statt. Auf besonderen Wunsch des Reichspräsidenten und im Auftrage der Reichsregierung wurde von den Reichsspitzenverbänden der freien Wohlfahrtspflege am 12. November ein Aufruf „Brüder in Not!" an das deutsche Volk erlassen zu einer nationalen Sammlung für die heimgesuchten Brüder. Mit einer Spende von 200 000 Mark trat der Reichspräsident an die Spitze der Sammlung. Aber die Verhandlungen hin und her, besonders mit der kanadischen Regierung, ließen sich nicht so rasch abwickeln, als man es gewünscht hätte. Darüber ging kostbare Zeit verloren.

Und in Moskau wurde die Lage von Tag zu Tag kritischer. Als der Zustrom der Kolonisten nach Moskau immerzu kein Ende nehmen wollte und die Bewegung immer mehr auch nichtmennonitische Kreise erfaßte, da ergriff die Sowjetregierung energische Maßnahmen. In den deutschen Siedlungsgebieten wurden keine Fahrkarten nach Moskau mehr herausgegeben, und die Kolonisten, die bereits unterwegs waren, wurden auf den Stationen von Agenten der GPU aus den Zügen herausgeholt und gewaltsam zurückgeschickt. So wurde dem weiteren Umsichgreifen der Heimatflucht Einhalt getan.

Aber vor Moskau lagerten bereits bei 13 000 Personen, dem Hunger und der Kälte preisgegeben. Anstatt diese Ärmsten zu versorgen, ergriff die Sowjetregierung drakonische Maßnahmen gegen sie. Am 15. November wurden von den intelligenteren Kolonisten 230 Männer, in denen man Führer vermutete, verhaftet und nach dem Kaukasus verschickt. Darunter waren auch solche, die schon den Ausreisepaß in Händen hatten.

Die deutsche Regierung hatte indessen aus Reichsmitteln die notwendigen Gelder bewilligt und sich bereit erklärt, die erforderlichen Einreisevisa zu erteilen und für ein vorläufiges Unterkommen der Kolonisten in Deutschland zu sorgen. Trotzdem begann aber bereits am 18. November die Sowjetregierung mit dem zwangsweisen Rücktransport der Kolonisten nach Sibirien und nach der Ukraine, und am 21. November wurde die Ausreiseerlaubnis überhaupt zurückgenommen bis zur Entscheidung durch den Rat der Volkskommissare, der am 25. November zusammentreten sollte. Die deutsche Regierung protestierte gegen die Zurücknahme der Ausreiseerlaubnis und den Rücktransport der Kolonisten, aber der Protest blieb zunächst unbeachtet, und der Rücktransport wurde fortgesetzt. Dabei gingen die Behörden unmenschlich hart vor: Familien wurden auseinander gerissen und Kinder von ihren Eltern getrennt; die sich weigerten zu fahren, wurden in die Moskauer Gefängnisse gesteckt (etwa 600 Mann). Es wurden auch solche zurückgeschickt, die bereits das Geld für den Paß eingezahlt und den Paß schon in Händen hatten. Der Rücktransport erfolgte in Güterzügen, zu 45—50 Personen wurden die Leute in schmutzige Kohlenwagen eingepfercht. Es liegt ein Brief vom 28. November vor, laut welchem die Leute schon sieben Tage unterwegs sind und noch nicht die Hälfte des Weges nach Sibirien zurückgelegt haben. Auf diese Weise sind etwa 8000 Personen zurücktransportiert worden. Erst nach dem 25. November wurde der Rücktransport eingestellt.

Es waren nun bei Moskau noch ungefähr 5000 übrig geblieben, denen die Sowjetregierung schließlich die Ausreise bewilligt hat. Von diesen sind am 5. Dezember die ersten Transporte nach Deutschland gekommen, teils auf dem Landwege über Riga—Eydtkuhnen, teils auf dem Seewege über Petersburg—Swinemünde. Bis heute (10. Dezember) sind etwa 2000 angekommen, und es ist zu hoffen, daß auch die übrigen 3000 bald folgen werden. Das sind also im ganzen 5000. Für alle wird in Deutschland in vorbildlicher Weise gesorgt. Sie sind dem Verderben, der Hölle entronnen. Für die große Mehrheit aber ist Moskau zu einer furchtbaren Katastrophe geworden.

4. Und die Zurückbleibenden?

Wir fragen besorgt: Was soll nun weiter geschehen? Es ist klar, daß das Problem in seiner ganzen Schwere weiter bestehen bleibt.

Die Frage, warum die Mennoniten auswandern, ist beantwortet; aber man wird weiter fragen: Warum wandern denn die Andern *nicht* aus? Die Antwort ist sehr einfach: Nicht etwa, weil sie nicht wollten, sondern weil sie nicht können! Weil sie nicht wissen, wie und wohin! Weil sie keine Organisation haben! Wie viele — nicht bloß Kolonisten, sondern sogar Russen — haben schon gebeten, sie in die Mennonitengemeinschaft aufzunehmen, nur damit sie auswandern könnten.

Daß die schwedischen Kolonisten im Sommer 1929 ausgewandert sind, ist bekannt. Nach Zeitungsnachrichten wollen auch die Letten aus Sibirien und die Griechen aus dem Kaukasus auswandern, neuerdings auch die Tschechen. Aber das sind alles kleine Volkssplitter, bis zu 50 000 Seelen. Die deutschen Kolonisten dagegen sind eine Million! Es ist ganz undenkbar, daß eine Million Menschen auswandern könnte. Aber, *wenn* sie schon dort bleiben *müssen*, *sollen sie deswegen untergehen? Sollen sie deswegen an Leib und Seele verderben und verkommen?* Das ist die Frage, die wir in Deutschland nicht nur stellen, sondern auch beantworten müssen. Es handelt sich für unsre Stammesbrüder drüben um nichts Geringeres, als um die schicksalsschwere Hamletfrage: to be or not to be! Es geht ums Ganze!

Was unsere Brüder, was Rußland braucht, das ist volle Religions- und Gewissensfreiheit für alle Bürger des Landes, für die Alten und die Jungen, für die Lehrer und die Studenten, für die Tausende und Millionen, die, der elementarsten Menschenrechte beraubt, einen verzweifelten Kampf um ihre Selbstbehauptung führen. Auf diese Freiheit hat Jeder ein Recht, der Menschenantlitz trägt. Darum muß die ganze Welt sie auch für die Bürger des Sowjetstaates fordern, und zwar mit aller Energie und allem Nachdruck. Das ist vor allem Aufgabe und Pflicht der *christlichen* Welt*)!

Oberursel Peter Justus

Die Hungersnot in China und das amerikanische Rote Kreuz

In einer der letzten Nummern (21) hat D. Rade den Weg gekennzeichnet, der in der Tat für uns Deutsche der furchtbaren Hungersnot in China gegenüber allein gangbar ist. Bei der großen Not in unserem eigenen Volk können wir nicht eine große Hilfsaktion *im ganzen Lande* unternehmen. Wohl aber können wir dem Hilfswerk Beiträge stiften, das unser Missionsarzt Dr. Haensel in Tsining in Shantung für hungernde Frauen und Kinder eingerichtet hat. (Ostasien-Mission, Berlin W 57, Pallasstraße 8/9. Postscheck Berlin 6457.) Um Unter-

*) Die Forderung des Verfassers hat bereits ihre teilweise Erfüllung gefunden. In England setzte eine Protestbewegung gegen die religiöse Unterdrückungspolitik der Sowjets ein: Massenversammlung in der Londoner Alberthall am 17. Dezember. D H

stützung dieses Werkes bitten wir auch fernerhin. Denn die Not herrscht unvermindert fort. Die fortdauernden Bürgerkriege machen es unmöglich, daß die Regierung Chinas etwas Durchgreifendes tut. Ein Aufruf des linken Flügels der Kuo Min tang hat jüngst erklärt: „Im Norden beträgt die Zahl der unter der Hungersnot Leidenden 50 Millionen. Hilfe kann nicht geleistet werden, denn die nationalen Hilfsmittel sind völlig erschöpft."

Indessen tut das China International Famine Relief Commitee allerhand Gutes; Speisungen sind eingerichtet, man holt aus Amerika Getreide herbei, man schafft Arbeit durch Deichanlagen und Straßenbauten und hilft den in die Mandschurei Auswandernden. Die Auswandernden legen oft Wege bis zu 400 Kilometern zu Fuß zurück, erschöpft, unterernährt. Von 35 000 Chinesen, die jüngst aus Honan auswanderten, starben trotz der dauernden, sie begleitenden Hilfsaktionen des CIFRC 2063 Personen auf dem Wege, ehe sie bis zur Mandschurei gelangten.

Aber das CIFRC hat nur ganz unzureichende Mittel. Laute Hilferufe gingen von ihm vor allem nach Amerika. Man bat, es möchten dort 10 Millionen Dollar aufgebracht werden zur wirklich umfassenden Bekämpfung der Not. Man bat den Präsidenten Hoover, mit Hilfe des amerikanischen Roten Kreuzes diese Summe aufzubringen, an sich für Amerika eine Kleinigkeit. Präsident Hoover veranlaßte das Rote Kreuz, daß zunächst ein Untersuchungs-Ausschuß nach China entsendet werde, um zu prüfen, ob eine solche Hilfsaktion angebracht sei. Der Ausschuß hat mehrere Monate lang die Notstandsgebiete bereist und jetzt ein Gutachten abgegeben. Darin wird die Tatsache der entsetzlichen Not in vollem Umfange bestätigt, dann aber erklärt, daß eine große Hilfsaktion von Seiten fremder Völker unter den herrschenden Verhältnissen unangebracht sei, sie werde mehr schaden als nützen. Dies verblüffende Urteil wird damit begründet, daß gesagt wird: 1. Die immer wieder in China auftauchenden Hungersnöte sind eine Folge der ganz unverantwortlichen Generalskriege und der unsinnigen Steuererpressungen der Generäle. 2. Die chinesische Regierung tue schlechterdings nichts, um die Hungersnöte zu bekämpfen, insbesondere ihre Ursachen, die Generalskriege, zu beseitigen. 3. Eine strikte Ablehnung jeder fremden, großen Hilfsaktion sei allein imstande, das Verantwortlichkeitsbewußtsein der chinesischen Regierung wachzurufen. Bisher habe kein Mitglied der chinesischen Zentralregierung auch nur einmal die Notgebiete bereist, geschweige denn, daß etwas Ernstliches geschehen sei, um den Hungernden zu helfen. Es wird hinzugefügt: private amerikanische Hilfsorganisationen möchten ja auch weiter getrost ihr Möglichstes tun, das Rote Kreuz lehne es ab, das amerikanische Volk zu einer großen Hilfsaktion aufzurufen.

In China hat dieser Entscheid scharfe Kritik hervorgerufen. In einem den nationalen Kreisen nahestehenden Organ (China Critic) wird dazu ausgeführt: Man verstehe nicht, daß man den Millionen Verhungernder die Hilfe versage, weil China keine Zentralregierung habe, die stark und reich genug sei, um zu helfen. Bedauerlicherweise sei China seit 20 Jahren in einem Übergangszustand, der die Regierung vor viele sehr schwere Aufgaben stelle. Hungersnot zu lindern, sei doch einfach ein Werk der Menschlichkeit, das stets geleistet werden sollte, wo es nötig und möglich sei. Man verweigere doch notleidenden Gliedern einer Familie nicht deshalb die Hilfe, weil der Familienvater liederlich sei. Sollten nun alle die Millionen wirklich verhungern, weil die Regierung Chinas nicht stark ist? Man solle ihnen vielmehr doppelt und gerade deshalb helfen, weil diese Armen die Not aus dem Grunde erdulden müssen, weil ihre Regierung zu schwach und arm ist, um zu helfen. Die Hungersnöte aber seien nicht nur durch die Generalskriege und die Steuern verursacht, sondern viel mehr durch die schreckliche Dürre der letzten Sommer, durch die alle Ernten vernichtet wurden. „Selbst Gott muß doch voll Erbarmen auf diese hilflosen Geschöpfe herabschauen, weil sie keine starke Regierung haben. Im übrigen, warum läßt er keinen Regen herabströmen, daß die Hungersnot (durch gute Ernten) ein Ende nimmt?"

Leise angedeutet wird von den Chinesen dann noch die Mutmaßung, daß der ablehnende Entscheid des Roten Kreuzes deshalb erfolgt sei, weil China politisch sich nicht mehr alles gefallen lasse, sondern energisch die Aufhebung der „ungleichen Verträge" fordere. Die früher China mehrfach in solchen Nöten geleistete Hilfe Amerikas sei also doch nur die Hilfe von Gut-Wetter-Freunden gewesen.

Zu dem, was das Rote Kreuz zur Begründung seiner Ablehnung sagt, kann Folgendes bemerkt werden:

1. Die Haupturſache der Hungersnöte sind in der Tat nicht die Generalskriege und Steuern, sondern die Dürren und Überschwemmungen, durch die immer wieder in großen Gebieten die Ernten vernichtet werden. Darin haben die Chinesen Recht. Natürlich könnte von China selbst viel mehr geschehen, wenn die Kriege und die harten Steuern und die Räuber nicht wären.

2. Es ist aber doch hart, den hungernden Massen Hilfe zu verweigern, weil die Regierung Chinas zerrissen ist. Wenn China wirklich heute eine einheitliche Regierung besäße, die helfen könnte, wenn sie nur wollte, dann wäre die Entscheidung des amerikanischen Roten Kreuzes geeignet, ihr das Gewissen zu schärfen. Aber eine solche Regierung ist ja leider gar nicht vorhanden. Die Regierung in Nanking verfügt nur über vier Provinzen von 18! Wir sehen ja, wie immer wieder neue Kämpfe ausbrechen, wahrlich nicht durch Schuld Nankings. Nanking hat im letzten Jahr ernstliche Bemühungen unternommen, sich mit den Generälen zu einigen, die großen Heere abzubauen und eine gute Ordnung zu schaffen. Bisher ist es nicht gelungen. Das ist Tragik, aber nicht Schuld.

3. Die Entscheidung des Roten Kreuzes läßt den Gesichtspunkt ganz außer Acht, der zur Beurteilung der Dinge in China für Christen der entscheidende ist: das ist die Schuld, welche die abendländischen Völker an China zu sühnen haben. Wodurch ist denn China in die heutige, schlimme Lage der inneren Zerrüttung gekommen? Durch die brutale Vergewaltigungspolitik aller Großmächte gegen China. Daß China sich zu lange dem westlichen Einfluß verschloß, war nicht klug. Aber das war ja schließlich seine eigene Sache. Japan erkannte sehr bald, was auf dem Spiele stand. Es schuf sich schnell unter großem Opfer eine starke Wehrmacht. Nur dadurch blieb es frei und wurde — Großmacht. Die Chinesen versäumten dies. Da wurden sie geknebelt und geknechtet. Gewiß, Amerika hat keine Ländereien in China besetzt. Aber sonst war seine Politik genau so gewalttätig wie die der anderen Staaten. Und an dem für Chinas Politik, Religion und Sittlichkeit so verhängnisvollen Sturz des Kaisertums trägt gerade Amerika eine besonders große Schuld. Genug, aus rein egoistischen Gründen haben die Fremden, „die Christen", die heutigen Zustände verschuldet. Das steht einwandfrei fest. China ist durch harte Verträge gebunden, unter fremder, vielfältiger Kontrolle. Mit hartem Ringen hat China in den letzten Jahren einen kleinen Teil seiner Freiheit wiedererlangt. Aber noch sind die Verhältnisse so schwer, daß keine Regierung Chinas sich frei bewegen könnte, sei es, welche es sei.

Und nun sollten die westlichen Völker nicht sittlich verpflichtet sein, die Wunden zu heilen, die sie geschlagen haben? Da sterben die 22 Millionen hin! Und da dürfte irgendeine Großmacht kommen und erklären, Hilfe wäre mehr schädlich als nützlich? Dürfte die Nankinger Regierung anklagen wegen der furchtbaren Nöte und Ver-

wahrlosung, denen Ranking nicht abhelfen kann, und die durch die Großmächte verschuldet sind?

Möchten die Christen Amerikas nach diesem Entscheid des Roten Kreuzes ihre Gemeinden aufrufen, daß sie die 10 Millionen Dollar aufbringen. Das wäre eine christliche Großtat, die in China dem Christentum Ehre machen würde.

Auch wir Deutschen haben an China Schuld zu sühnen. Denn wir trieben bis 1914 in China die gleiche Politik wie die Anderen. Wenn es eine sittliche, unbedingt geltende Verantwortung der Menschen vor Gott gibt, dann gilt sie auch für die Völker, nicht nur für die Einzelnen. Darum müssen auch wir helfen, so wie oben dargelegt, nach Kräften, aber so auch wirklich.

Berlin Johannes Witte

Inzwischen hat die CIFRC gegen das Gutachten des amerikanischen Roten Kreuzes protestiert. In einer langen Denkschrift Das Vorbild des Auslandes habe anspornend gewirkt; 23,6 Millionen Mark seien von Chinesen aufgebracht, von den Fremden faktisch nur 3,2 Millionen. Politische Gesichtspunkte dürften nicht maßgebend sein. Das Elend sei entsetzlich, Hilfe dringend not.
J W

Konnexion

1. Korruption

Der Herausgeber ist öffentlich getadelt worden, weil er gegenüber den sich häufenden Korruptionsskandalen das Wächter- und Zensoramt auszuüben versäume, das mit einem Organ wie der Christlichen Welt ihm anvertraut sei. Ich habe an anderer Stelle dieser Nummer Grundsätzliches dazu gesagt. Hier gehe ich auf den Vorwurf sachlich ein.

Niemand schließt ja aus jener Lässigkeit auf einen Mangel an Strenge des persönlichen Urteils. Worin also kann die Hemmung liegen, öffentlich davon ausgiebigen Gebrauch zu machen?

Nicht in der Schwierigkeit, sich journalistisch dazu zu äußern. Man braucht doch nur abzuschreiben, was die Tagesblätter berichten und leidenschaftlich brandmarken. Wie aber, wenn gerade dies, wie die Tagespresse die Skandale Tag für Tag vornimmt, um dann plötzlich einmal zu verstummen, auf eine ernstere Betrachtung der Tatsachen lähmend wirkte? — Will man dann an Stelle der sensationellen Verarbeitung der Fälle eine andere setzen, so wird der gewissenhafte Richter gestört durch den unvermeidlichen Mangel eigener sicherer Kenntnis der Dinge wie der Personen. Urteilend bliebe er wieder auf die Berichte angewiesen, die er, eben wegen ihrer Eile, Oberflächlichkeit, tendenziösen oder sensationellen Aufmachung, nur mit Mißtrauen hinnehmen darf!

Gerade für den Zeitungsschreiber, der in einer relativ sauberen, christlichen, idealen Umgebung lebt, ist es sehr wohlfeil, aus der Ferne über die Ärgernisse Buch zu führen, deren die Welt voll ist. Gründlich gerecht und hilfreich die Dinge behandeln kann gerade er schwerer als mancher Andre. Es ist ja sein Vorzug, daß er nicht in allen Pfützen gelegen hat. Aber wie (im besten Falle) kindlich redet er oft von Dingen, die er nur vom Hörensagen weiß, die er durch eine von ihm sonst gescholtene Presse sich zusagen läßt. Was las man in kirchlichen Blättern nicht alles vom Barmatskandal! Was ist davon übrig geblieben als eine noch eben mit Vorliebe zitierte Erinnerung? Aber hat der Gang der Untersuchung damals wirklich den Aufwand moralischer Entrüstung gerechtfertigt?

Die Korruptions-Erscheinungen von heute sind wahrlich nicht zu übersehen. Und zwar erschrickt man fast mehr, wenn man ihnen im Bereich des Kleinen und Alltäglichen begegnet, als wenn er ins Große geht. Was aber interessiert nun unsereinen daran? Was soll unsereinen interessieren? Nicht die Tatsache oder die Tat. Sondern wie es zur Tat gekommen ist. Ich beneide Jedermann, der einem rechtschaffnen Untersuchungsausschuß angehört. Ich beneide den Richter, der Zeit und Zeug hat, in Leben und Seele des Schuldigen hineinzuleuchten. Ich beneide den Gefängnisgeistlichen, der der Vertraute des Gefangenen wird und einiges erfährt. Wenn man das alles wüßte, davon könnte und müßte dann unsereiner schreiben!

Ich empfände jedes Wort, das ich über die Berliner Vorkommnisse schriebe, in der Christlichen Welt als deplaziert. Andere, die in diesen Dingen zu Hause sind und die der Geist treibt, das Gewissen nötigt, sollen uns mit ihrem Votum willkommen sein. Es gibt ja auch gute Tagespresse, der es um Richtigkeit und Billigkeit des letzten Urteils zu tun ist.

Aber die oberflächlichen Vergleiche von Einst und Jetzt machen wir nicht mit. Einst geschah Manches, was Niemand erfuhr. Ich bin Zeuge dafür, daß König Albert von Sachsen einen Strafprozeß niederschlug, weil die Familie eines seiner hohen Staatsbeamten dadurch betroffen wurde. Und selber in einem korrumpierten Milieu habe ich ein einziges Mal gelebt — während meiner Militärzeit, nicht ohne mich an der üblichen Bestechung mit beteiligt zu haben. Es tut mir leid, aber ich fand den Mut damals nicht, mich der Vorteile, die man davon hatte, verlustig zu machen. Im übrigen — was weiß unsereiner von dieser ganzen Welt der Korruption? Und darum tut man besser, davon zu schweigen.

Aber der Brücken hinüber gibt es viele. Und vielleicht frommt es, darüber etwas zu sagen.

2. Situation

Wir Deutschen waren mit Recht stolz auf unsern unbestechlichen Beamtenstand. Grenzend an Rußland und an den Balkan erfuhren wir, sobald wir über die Grenze gingen, den Unterschied. Auch hatte unser ehrbarer Kaufmann seinen ungeschriebenen Ehrenkodex, auf den man sich verlassen konnte.

Von Alledem ist heute noch ein Erbe vorhanden, das gepflegt und gemehrt werden kann. Aber verloren gegangen ist viel — durch den Krieg. Es ging draußen zuweilen zu wie in Sparta, wo kluges Stehlen ein Stück Tapferkeit bedeutete. Ich will das nicht ausführen. Dazu der Verlust des Systems der Subordination, den die Demokratie mit sich brachte. Auf die Verantwortung des einzelnen Staatsbürgers gestellt, fand sie diesen in sich selbst gefestigten, mündigen und freien Bürger nicht vor. Das neue Staatswesen sollte ein neues Geschlecht erziehen — und wollte doch selbst erst aufgebaut sein. Ungeheure Aufgaben standen plötzlich vor einem Volk, das in keiner Weise dazu vorbereitet war. Ein sittliches Chaos die natürliche Folge.

Dem neuen Zustand zu gesunden Kräften zu helfen, war Nichts so berufen wie die Kirche. Sie hätte mit raschem Verständnis sich zu dem Neuen bekennen müssen. Sie hat das nicht fertig gebracht. Der neuen Gesellschaft ist damit viel moralischer Halt verloren gegangen. Sagt man das, so wird man kaum verstanden. Es ist keine Mißachtung der Kirche, sondern das Gegenteil. Man muß es um so hartnäckiger sagen: Der neue Staat kann sich nicht gesund entwickeln, wenn ihm nicht die Kirche zu Hilfe kommt. Und zwar muß sie ihrem Wesen nach dem Staat mit ihrem Dienst zuvorkommen. (Wenn er ihr das unmöglich macht, wie wir das heute in Rußland erleben, ist das etwas Andres.)

Aber damit genug von der Situation, die uns freilich viel mehr interessiert als die Korruption. Wie schwierig aber in praxi heut die Dinge liegen, wollen wir an einem Punkte zeigen, zu dem unsre Leser alle Sachverständige sind, und der ganz dicht bei der Korruption liegt. Damit kommen wir zurück zur Überschrift unsres Artikels.

3. Konnexion

Schon in unsrer monarchischen Zeit hatten wir statt der Korruption die Konnexion. Aber sie war gedämpft durch starke Einrichtungen, wie z. B. das Avancement nach Anciennität. Und sie war beschränkt auf gewisse Schichten der Gesellschaft; der schlichte Untertan hatte nichts zu sagen. Da war die höfische Gunst: sie erreichte doch nur wenige Menschen. Aber es gab wunderliche Zusammenhänge sonst. Z. B. lag das ganze Zoll- und Steuerwesen eines Landes in den Händen einer einzigen Studentenverbindung. Ähnliches kam selbst in kleineren Landeskirchen vor.

Durch die Demokratie ist Konnexion herrschende Macht geworden. „Freie Bahn dem Tüchtigen." Aber wie, wenn es lauter Tüchtige gibt? Oder doch zu viel Tüchtige? Oder wenn es nicht so leicht ist, die Tüchtigen von den Untüchtigen zu unterscheiden? Ja wenn der Tüchtige sich eben durch seine Tüchtigkeit selber die Bahn bräche! Zuweilen tut er das. Ohne die Ellenbogen zu gebrauchen? Nun ja: zuweilen.

Aber nun, nach diesem Kriege, dieser Niederlage, in dieser Not ein ganzes großes Volk! Und Alles will leben, will vorankommen, will nach oben. Junge Leute, tüchtige Menschen, 100 000 Studenten allein, sie wollen auf ihren Platz — und sie kriegen ihn nicht, wenn sie Eins nicht haben: Konnexion. Den Konnex der ständischen Zusammenschlüsse oder der politischen Parteien, den Konnex persönlicher Bekanntschaften.

Ist das nun schon „Korruption"? Dann stecken wir alle tief drin. Keines von uns kann sagen, wie manchmal im Leben wir ohne Verdienst und Würdigkeit durch persönliche Beziehungen gefördert worden sind, die wir hatten. Sie konnten nicht legitimer sein, aber sie waren da. Und Keines von uns, das nicht fortwährend seinen Einfluß geltend zu machen in der Lage, ja pflichtmäßig genötigt wäre zu Gunsten von solchen, die mit uns in Konnex stehen. Wenn ich gefragt werde, ob ich einen Mann für eine Pfarrstelle weiß, oder wenn ein Pfarrer mich angeht, ihn im Fall einer Vakanz zu empfehlen, so geschieht das im Zeichen der Konnexion. Zu den vornehmen Pflichten des Landtagsabgeordneten gehört es, Leuten, die voranwollen, voranzuhelfen, kraft des Zugangs und Einflusses, den er hat. Keine Wahl, keine Stellenbesetzung von dem höchsten bis zu dem geringsten Amte, wo nicht irgendwie Konnexion den Ausschlag gäbe. (Nein, den Ausschlag gibt sie nicht immer, den gibt oft — der Zufall; aber mitspielt sie überall.)

So ist unser Volk heute in all seinen bürgerlichen Verhältnissen durchwirkt von Konnexionen. Das ist an sich noch kein unmoralischer Zustand. Die Menschen sind sich näher gekommen, sie sind verantwortlicher geworden für das Schicksal des Andern. Aber nun die ungeheure Probe, auf die sie gestellt sind: wie diese Macht zu gebrauchen sei. Mir schwindelt, wenn ich auch nur anfange, die Fülle von Versuchung zu bedenken, die dem heutigen Geschlecht dabei begegnet. Wirklich, das ist schlimmer innerhalb der Demokratie, als unter Monarchie und Diktatur. Aber: erstens läßt sich die Entwicklung nicht zurückschrauben. Und zweitens: sind da nicht auch zugleich Möglichkeiten sittlicher Entfaltung und Bewährung, in deren Handhabung ein Volk wohl hineinwachsen kann? Und unser deutsches Volk könnte das nicht?

Die übelste Blüte des Konnexionswesens ist die Besetzung oberster und verantwortlichster Ämter durch die Parteien, Fraktionen, Arbeitsgemeinschaften oder wie es sich nennt. (Im Beamtenbund heißt es „Säulen"! Säulen, auf denen offenbar unser Staat — oder die Gewerkschaft? — ruhen soll.) Es scheint ja der Gipfel gerechter Machtverteilung, wenn eine freie Stelle ganz mechanisch von der Partei besetzt wird, die an der Reihe ist. Aber wenn sie keinen geeigneten Mann hat? Wenn der einzig berufene nach einmütigem Urteil drüben sitzt? Nein, die Konnexion mit der nächstberufenen Partei bringt die ungeeignete oder minder geeignete Person in das Amt. So gehts bis in die Regierungsbildung hinein. Der Oberbürgermeister von Berlin sagte neulich im Untersuchungsausschuß: „man dürfe ihn doch nicht für Personen verantwortlich machen, die er sich gar nicht auswählen konnte und die ihm von den Parteien einfach präsentiert wurden." Wann wird man aufhören, solchen Blödsinn für Demokratie zu halten? Die Frankfurter Zeitung, der wir diese Notiz entnehmen (911), fährt fort: „Ein Problem taucht auf, an das Keiner rührt [! aber Tausende sehen es längst] und das doch eine der wichtigsten Fragen darstellt, nämlich die Verantwortlichkeit der Parteien bei der Entsendung ihrer Mitglieder in leitende Stellen und ihrer Kontrolle." Freilich, freilich!

Es gibt auch Landeskirchen, die sich verfassungsmäßig auf dies mechanische Konnexionsprinzip festgelegt haben!

Ich breche ab. Wer sehen will, der sieht, daß mich ganz andre Nöte an unserm heutigen Gemeinwesen bewegen, als die sensationellen Skandale. Diese sind Symptome vorhandener Schäden. Ihre Aufdeckung und Verfolgung kann nur heilsam sein. Aber das allzu oft tendenziöse Geschrei über Korruption hat geringen Wert. Uns interessiert an solchen Vorkommnissen weniger das Böse, das darin zu Tage tritt, als die Frage: Wie kam es dahin? Was läßt sich dagegen tun? Wie stärkt man die Mächte des Widerstands gegen Versuchung und Verführung? — Steht man aber so, dann kann man mit seiner Feder nicht leicht bei der Hand sein.

Marburg Martin Rade

Die Auflagenkrankheit

Seit einigen Jahren hat eine neue, früher nie beobachtete Krankheit die geistige deutsche Welt befallen: die Auflagenkrankheit. Sie ist ein Kind der Inflation, der Verarmung, der Spekulation, der wirtschaftlichen und geistigen Unehrlichkeit, der Reklame und der Sensation. Ihre Erscheinungen zeigen sich besonders im Winter, zur Weihnachtszeit, und sind geeignet, unser geistiges Leben zu verwüsten, uns besonders im Reiche der Dichter, auf den Tod der Produktion hin matt zu machen. Das Reich der Gelehrten hat es verstanden, sich von der Krankheit zu befreien: hier fragt man nicht nach der Auflagenhöhe eines Werkes, um seinen wissenschaftlichen Wert festzustellen, sondern wendet den alten Maßstab an, daß Form und Gehalt allein die Bedeutung eines Buches ausmachen

Anders in der Welt des schönwissenschaftlichen Buches, also der Romane und Novellen. Auch hier gab es einmal eine Zeit, die sich durch keine Auflagenhöhe in ihrem Urteil über den Wert und Unwert einer Erzählung oder eines Gedichtbandes, eines Dramas oder Epos beeinflussen ließ. Damals wußte man, daß es fast ein Gesetz war: je größere und schnellere Verbreitung ein Roman, eine Lyriksammlung fand, desto mehr war dem Werte eines solchen Buchs zu mißtrauen. Zu Goethes Zeiten zweifelte Niemand daran, daß die Räuberromane von Vulpius nicht wertvoller waren als die „Wahlverwandtschaften" oder der Wilhelm Meister-Roman, obwohl die Rinaldo Rinaldini-Bände, die Orlando Orlandini-Geschichte viel höhere Auflagen erlebten als Goethes Epik. Auch späterhin kam Niemand auf den Gedanken, die weitverbreiteten Louise Mühlbach-Romane etwa über Gottfried Kellers oder Wilhelm Raabes gleichzeitige Werke zu stellen. Ja, bis in die Weltkriegszeit hinein hielt sich die gebildete Welt an die Erkenntnis: je wertvoller ein Werk, um so geringer seine Auflagenzahl! Wenn man feststellt, daß C. F. Meyers Gedichte sechzehn Jahre brauchten (1882—1898), ehe sie die 10. Auflage erreichten, seine „Versuchung des Pescara" elf Jahre (1887—1898), seine „Angela Borgia" acht Jahre (1891—1899), sein „Jürg Jenatsch" ebenfalls

elf Jahre (1876—1887), daß C. F. Meyer bei seinen Lebzeiten als höchsten Auflagenerfolg die 30. Auflage des „Jürg Jenatsch" (1898) kennen lernte, der Ruhm seines Werkes aber einhellig vom ersten Druck der Novellen, Verse und des Romans in Rodenbergs „Deutscher Rundschau" und anderen Zeitschriften anerkannt war, so sieht man, daß diese Zeit noch nicht an der Auflagenkrankheit litt. Denn zu gleicher Zeit wurden die Romane anderer Autoren in viel, viel höheren Auflagen verbreitet: etwa seit 1874 die Romane Karl Mays. Niemand kam aber auf den absurden Einfall, Karl Mays Werke etwa denen C. F. Meyers gleichzustellen. Als dann mit Erscheinen von Gustav Frenssens „Jörn Uhl" im Jahre 1901, einem sich seitdem als gesundes Volksbuch im Leben der Nation mit Recht behauptenden Roman, der erste große Auflagenerfolg von seinem Verlage G. Grote in Berlin errungen und technisch bezwungen wurde — bis Herbst 1902 55 Tausend, bis Herbst 1903 100 Tausend, 1905 190 Tausend und heute 350 Tausend! — da begann zwar die sich immer stärker steigernde Jagd nach dem Auflagenrekord. Niemals aber litt darunter das geistige Urteil: man wußte, daß nur ihrem Wesen nach populäre Bücher große Auflagen erzielen, daß die schöpferischen Werke sich auf die kleinere Zahl der höchsten Geisteskultur zugänglicher Leser beschränken müssen, wenigstens solange, bis die allgemeine Kultur dem schöpferischen Vorsprung des seiner Zeit vorauseilenden Dichters noch nicht nachgewachsen ist.

Wie sieht nun die Lage des schöpferischen Autors und seines Werkes demgegenüber heute aus? Man erklärt Karl May oder den Vielschreiber von Kriminalromanen E. Wallace für große Autoren, wie tatsächlich geschehen, weil ihre Bücher Millionenauflagen erreichten. Man hält Jack London oder Remarque aus dem gleichen Grunde für Genies, vor denen die Öffentlichkeit auf den Knien liegt. Man bewundert einen Dramenschriftsteller, dessen Stücke über alle Bühnen vor allen Abonnentenvereinigungen gespielt werden. Man betet Autoren von Büchern, die Sensationserfolge erfuhren, einen Winter hindurch an, um sie dann freilich schleunigst wieder zu vergessen, wenn der Autor den Sensationserfolg nicht wiederholt. Kurz: man mißt einem Buche und seinem Verfasser Bedeutung zu nach der Auflagenhöhe, die er rekordmäßig in möglichst kurzer Frist erreicht. Remarques „Im Westen nichts Neues" — jetzt 900 Tausend, bald eine Million, erreicht durch die Wiederspiegelung des Erlebens eines Zehn-Millionen-Heeres, eines Volkes, in einem heutigen Modeanforderungen entsprechenden Spiegel und durch die Reklame eines Zeitungskonzerns — ist hier Beispiel. Ebenso wie Thomas Manns „Buddenbrooks", deren Volksausgabe bald Remarques Rekord überholt haben wird: hier mit dem Recht des vollen Wertes, denn Thomas Manns Roman hat sich drei Jahrzehnte bewährt als fast klassische Gestaltung deutscher Bürgerkultur. Remarques Buch hat sich noch nicht ein Jahr bewährt, und schon wird mancher anfänglich Begeisterte zum reuebereiten Skeptiker. ...

Daß das Publikum, die großen Lesermassen der Suggestion vom Auflagenrekord unterliegen, ist noch verständlich. Gleichwohl nicht notwendig. Besonders überall dort nicht, wo man, wie in den Kreisen der Volksbildung oder der Universitäten, behauptet, Herr seines Urteils zu sein. Das Gefährliche, das Kulturzerstörende an der Auflagenkrankheit aber ist, daß fast der gesamte Buchhandel und fast die gesamte literarische Kritik heute dem Auflagenrummel erliegen. Der unabhängige Kopf kann überall beobachten, daß die auf das Titelblatt eines Romanes aufgedruckte Auflagenhöhe das Urteil des Buchhändlers und Kritikers beeinflussen. Der Buchhandel und die Buchkritik leiden an der Auflagenpsychose zum Schaden der geistigen, schöpferischen Kräfte. Wer wagt zu widersprechen, wenn ein mächtiger Verlag von dem neuen Roman eines Modeautors sofort dreißigtausend oder fünfzigtausend Exemplare auf den Buchmarkt wirft?! dazu die entsprechenden Reklamekosten aufwendet, den Buchhandel entsprechend mit wirtschaftlichen Vorteilen anregt?! Die Buchhändler, die Kritiker, die den Widerspruch heute wagen, sind an der Hand herzuzählen. Gewiß sind die, die der Psychose solcher hohen Auflageziffern unterliegen, nicht bewußt unehrlich, wenn sie loben oder ihren Tadel abschwächen. Sie sind vielmehr unbewußt unfrei in ihrer Einstellung, in ihrem Urteil, eben auflagenkrank!! Von ihnen dringt die Auflagenkrankheit dann schnell zum Publikum aller Art, weil sie sehr ansteckend ist.

Ihre Erscheinungen sind dann Modefieber, Rekordrummel, Verhimmelungsexzesse, Stapelverkäufe, Schlagersensationen u. a. m. Wir kennen diese Erscheinungen nun schon seit einer Reihe von Jahren. Sind sie vorüber, folgt meist ein düsteres Erwachen mit wüstem Kopf, ein Katzenjammer: wie konntest du dies Buch, diesen Autor so überschätzen?

In der Tat: wie ist dies ganze, jede ehrliche geistige Arbeit ruinierende, jede schöpferische Kraft schädigende Treiben nur möglich? Es ist beschämend zu sagen, daß es nicht nur im allgemeinen Kulturverfall seinen Anlaß hat, sondern in krassen, rein materiellen Zusammenhängen. Bis in die Kriegszeit hinein kalkulierte der deutsche Verleger jedes neue Buch mit einer Auflage von zirka 1000 Exemplaren, um den Ladenpreis festzusetzen. Das heißt: er mußte 1000 Exemplare verkaufen (was jedem guten Verlag mit jedem sorgfältig gewählten Buche möglich war), um die Herstellungskosten für Satz, Druck, Papier, Einband, Reklame, Honorar, Spesen wiederzuerhalten. Druckte er höhere Auflagen, also 3 oder 5000 Stücke, so riskierte er nur die Ausgaben für den Fortdruck und das Papier, also geringe Summen, die er schnell hereinbrachte, sobald er mehr als 1000 Stück verkaufte. In diesem Falle begann er wirklich zu verdienen; er konnte darum auch Geld für die Entwicklung junger Talente, für Gedichtbände, Dramendrucke, Qualitätszeitschriften aufwenden. Damals bewegte sich der Durchschnitt des Ladenpreises für einen gebundenen Roman auf der Grundlage von 4 bis 6 Mark. Heute bewegt sich der Durchschnitt aber auf der Grundlage von 5 bis 8 Mark, für Massenauflagen zwischen den Ziffern 1.65 bis 3.50 Mark! Und dies, obwohl die Herstellungskosten von 100 auf 200 bis 240% gestiegen sind, die Preise also bei der mehr als hundert Jahre erprobten Vorkriegskalkulation sich heute auf 8 bis 12 Mark im Durchschnitt stellen müßten! Wie bekommt der Verleger diese Niedrighaltung der Ladenpreise zustande? Indem er nicht nur 1000 Exemplare als Erstauflage wie früher druckt und kalkuliert, sondern drei-, fünf-, zehn-, zwanzig und mehr tausend Stücke! Aus diesem materiellen Grunde der Niedrighaltung des Buchpreises ging der Verleger in der Inflationszeit zum Druck höherer Auflagen über. Dies System bewährte sich wirtschaftlich beim erfolgreichen Autor, beim alten, berühmten Publikumsnamen oder beim neuen, meist aus sensationellen Gründen emporschnellenden Erfolge! Es ist völlig abwegig und ein Ruin des freien geistigen Schaffens, das nicht nach den Absatzmöglichkeiten, sondern nur nach der Qualität sieht, beim nicht oder noch nicht erfolgreichen Autor: hier erleidet der Verleger (wie der Autor) stärkste Verluste, weshalb der Verleger es immer mehr aufgibt, junge Autoren oder Qualitätsproduktion zu drucken, die sich nur in 1000 Stücken verkaufen lassen. Durch diese Auslese der Manuskripte für den Druck nach ihrer materiellen Absatzmöglichkeit in höheren Auflagen, ist die geistige Produktion in Deutschland unfrei geworden, ist der Auflagenautor zum beherrschenden Faktor des Buchmarktes geworden, haben Buchkritik und Buchhandel den Eindruck erhalten, als ob die Auflagenhöhe den Wert eines Buches bestimme, ist das Publikum dem

Auflagen-, Stapel-, Schlager-, Modebuchrummel ausgeliefert und leidet Deutschlands geistige Welt je länger je mehr allwinterlich an den Fiebern der Reklame für die höchsten Auflagenmassen! Wird der Buchmarkt mit unverkauften Auflagenmassen verstopft, hindern unverkaufte Auflagenmassen die Neuproduktion hochwertiger Werke! Es ist doch nur natürlich, daß eine in 50 000 Stück hergestellte Ware mehr Reklamekosten trägt und mehr Reklame braucht, als eine nur in 1000 oder 2000 Stücken hergestellte. Und es ist klar, daß Kritik wie Publikum, Buchhandel wie Öffentlichkeit der Reklamepsychose länger oder kürzer unterliegen.

Wir spüren die Folgen dieses krankhaften Zustandes bereits in unserem gesamten kulturellen Leben. Die Auflagenkrankheit hat es fertig gebracht, daß es kein organisches Werden und Wachsen mehr in der Dichtung Deutschlands gibt, sondern nur noch mit allen Mitteln der Sensation die Jagd nach dem Absatz. Sie hat es zuwege gebracht, daß die Produktion gerade des Höchstwertigen fast ganz eingestellt werden muß, daß die jungen Dichter sich vergeblich mühen, ihr Schaffen gedruckt zu sehen, daß das Publikum jedes Jahr nur vier oder fünf Modewerke in Massen aufnimmt, aber nichts weiß von der Differenziertheit des geistigen Werdens und Geschehens, daß Verlag und Buchhandel wirtschaftlich zu Grunde gehen (denn der Reklamewahnsinn als Folge der Auflagenkrankheit ist auch für den auflagenreichsten Verleger auf die Dauer nur tragbar, wenn er ständig neue kapitalistische Zuschüsse gibt!), daß jede geistige Freiheit der Produktion in der Welt des schönwissenschaftlichen Buches aufgehört hat.

Was ich hier ausspreche, ist keine pessimistische Meinung, sondern die Wahrheit, die ich in zwei Jahrzehnten Arbeit als Schriftsteller, Kritiker, Verleger erfuhr. Ich sage es, um darauf hinzuweisen, daß wir entweder zu den erprobten wirtschaftlichen Grundsätzen der Vorkriegszeit auch im Buchhandel zurückkehren müssen — oder aufhören, ein Kulturvolk zu sein. Man komme mir mit keinem Hinweis auf Amerika: dort kalkuliert man das neue Buch in der Urproduktion, also vom Manuskript aus, auch heute noch nach Vorkriegsgrundsätzen. Den Vorteil davon hat nur das Publikum: es erhält für sein gutes Geld Qualitätsware im freien, ehrlichen Wettbewerb des Geistes.

Die Wissenden sind ja schon so kopfesklar, kein Buch nach seiner Auflagenziffer und Modeüberschätzung, sondern unabhängig davon zu kaufen! Aber wie viele sind dies? Die Mehrzahl unterliegt dem Warenhausprinzip: die Masse macht es, die Reklame macht es, der Auflagenrummel macht es. ...

Berlin Hanns Martin Elster

Bücher und Schriften

A Brief Sketch of the Church of England. By The Right Rev G. K. A. Bell, D. D. London, Student Christian Movement 1929.

Die Anglikanische Kirche bekommt in den Einigungsbewegungen der Gegenwart mehr und mehr eine Mittelstellung. Man hat daher Anlaß, diese Kirche, in der so verschiedene Elemente nebeneinander Platz haben, besser kennen zu lernen. Das Buch von Bischof Bell gewährt einen ausgezeichneten Überblick, nicht nur über die Hauptstadien der anglikanischen Kirchengeschichte, sondern auch über die Organisation, die kirchlichen Finanzen, das kirchliche Leben im Allgemeinen und die Beziehungen zu andern Kirchen. Auch die schwierige Situation wird berührt, in die die anglikanische Kirche geraten ist mit der zweimaligen Verwerfung der Revision des Prayer-Book.

Der Bischof unterstreicht den umfassenden Charakter der anglikanischen Kirche, sie wird deshalb auch die „geräumigste Kirche" genannt und scheint den Kontinentalen zu leiden unter einem Mangel an Konsequenz und Klarheit. Die Engländer denken hierin anders. Ihnen liegt es auch viel weniger an der Ausschließlichkeit eines theologischen Besitzes, als an der einheitlichen Leitung der Kirche durch den Episkopat. Man muß sich heute völlig darüber klar sein, daß eine Mitwirkung des Anglikanismus in den Einigungsbewegungen ohne die Anerkennung des Episkopats keine Aussicht hat. Es entsteht also die Frage, ob es sich beim Episkopat um das esse oder das bene esse der Kirche handelt. Da mit dem Episkopat nicht auch gleichzeitig die Anerkennung einer Theorie über das Episkopat gefordert wird, erscheint heute manchen Protestanten, so in Süd-Indien, die Frage des Episkopats nicht zu den wesentlichen Dingen zu gehören.

Die anglikanische Gemeinschaft erstreckt sich weit über England hinaus; sie reicht nicht nur zu den anglikanischen Kirchen außerhalb des britischen Weltreiches, sondern auch zur alt-katholischen und orthodoxen Kirche. Die Verbindung mit den protestantischen Kirchen wird mit einiger Vorsicht gepflegt. So nennt der Bischof ausdrücklich nur die Beziehungen zur Kirche von Schweden, zum benachbarten französischen und zum deutschen Kirchenbund. Die Erinnerung an die starken Beziehungen der anglikanischen Kirche zur schweizer Reformation — war doch Bullinger in Zürich eine Art Orakel für die anglikanischen Bischöfe und strömten doch durch die englischen Flüchtlinge starke Einflüsse von Genf nach England zurück — scheinen gänzlich vergessen zu sein. Bell setzt auch den Beginn der schweizer Reformation fälschlich auf das Jahr 1522, wohingegen in der Schweiz die Reformation von 1519 an gerechnet wird mit Beginn der evangelischen Predigt Zwinglis am Großmünster.

Wer sich rasch und maßgebend über die heutige Lage in der anglikanischen Kirche orientieren will, findet gegenwärtig kein besseres Buch als diese willkommene Einführung. Adolf Keller

Jahrbuch der Luthergesellschaft. München 1928. 203 S. Geb. 8 M.

Der Beitrag von Eduard Geismar stellt zum ersten Male in umfassender Weise und in chronologischer Ordnung Kierkegaards Urteile über Luther zusammen, in denen sich seine Auseinandersetzung mit Luther ausspricht. Als das Entscheidende bei Luther hat Kierkegaard den Kampf um das geängstigte Gewissen auf dem Hintergrunde von Anfechtung und Schwermut erkannt. Später tritt dann die Kritik an Luther als unerbittliche Geltendmachung der Nachfolge Jesu Christi, als Dringen auf die radikale Weltabgewandtheit des Einzelnen und als Betonung des Martyriums gegenüber dem weltlich und bürgerlich gewordenen Protestantismus hervor. Wie Verkündigung und Gestalt Luthers jeweilen ganz verschieden erfaßt werden, zeigt die Studie von Blanke über Hamanns Lutherbild, dessen dämonische und prophetische Züge Blanke von dem philiströsen Lutherbild der Aufklärung plastisch abgehoben hat. Für die liturgischen Fragen enthält das Jahrbuch eindringende Untersuchungen von Gebhardt über die musikalischen Grundlagen zu Luthers Deutscher Messe und den in seiner strengen Systematik an Holl orientierten Aufsatz des Herausgebers Knolle über die zentrale Bestimmtheit der sich im Entwurf der Deutschen Messe ausprägenden liturgischen Haltung Luthers durch seine Rechtfertigungslehre.

Günter Jacob

Eckart-Ratgeber. Ein Führer durch das Schrifttum der Gegenwart. Viertes Jahr. Berlin, Eckart-Verlag 1929. 264 S. 5.50 M.

Bereits im vierten Jahr erscheint dieser Wegweiser. In 21 großen, grundsätzlich eingeleiteten Kapiteln wird dem Leser ein nahezu erschöpfender Überblick über die geistige Lage der Jahre 1928 und 1929 vermittelt. Es ist erstaunlich, wie sicher und genau man das immer noch verwirrende Durcheinander zeitgenössischer Literatur gegliedert hat, unter Stichworten wie „Um die Bibel", „Erziehung", „Frau und Familie", „Volksbildung", „Erzählung", „Bühne" usw. Dabei ist man keineswegs engherzig verfahren, wenn auch eine evangelisch-reformatorische Grundhaltung überall deutlich wird. Wofür wir, von mannigfachen Irrlichtern und Irrlehren oft verwirrt, dem getreuen Eckart nur dankbar sein sollten.

Hans Schimmelpfeng

Der Piperverlag in München kann in diesem Jahre auf eine fünfundzwanzigjährige Arbeit zurückschauen, die sich in seinem hübschen und bedeutsamen Jahrbuch widerspiegelt, das Aufsätze und Bilder aus all seinen Zweigen, der mittelalterlichen bildenden Kunst wie der modernen Zeit (Beckmann, Pankok u. A.) der Unternehmung der Marees- und Piperdrucke, der Dichtung Morgensterns wie Dostojewskis, wie moderner Unterhaltungsromane enthält (2 M.). Ferner liegt zu geringem Preis (1.50 M.) der neue Abreißkalender vor mit auch farbigen Reproduktionen wesentlicher Veröffentlichungen. Es läßt sich denken, daß der Verlag in diesen Herausgaben, die zugleich für ihn werben sollen, Bestes bietet.

Erich Bockemühl

Friedrich Rückerts ausgewählte Werke in einem Bande. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Julius Kühn. Leipzig, Philipp Reclam. 372 S. 2.75 M.

Diese Auswahl umfaßt das Wesentliche und — es mag Manchen überraschen — überaus Bedeutsame aus dem großen Geiste und der tiefen Seele des fast wie unbekannt gewordenen Dichters Friedrich Rückert. Dr. Kühn hat das Wagnis unternommen, aus der vielerlei Spreu den Weizen herauszufinden, ja, sogar einzelne Gedichte rigoros zu kürzen ... und kurz gesagt — damit den wunderbaren Erfolg des Ergebnisses dieses Bandes erreicht — oder bedeutsamer und stark unterstrichen gesagt: er hat dem deutschen Volk einen seiner größten Dichter, den denkerischen, künstlerischen und religiösen Menschen Rückert wiedergeschenkt. Erich Bockemühl

Cornelia Goethe. Roman in Tagebuchblättern. Von Meta Schneider-Weckerling. Jena, Eugen Diederichs 1930, 303 S. Geb. 9.50 M.

Die wenigen schriftlichen Dokumente dieses freudvoll-leidhaften Wesens, der frühverstorbenen Gattin Schlossers, die Lenz, den Freund ihres Bruders liebte, an einer Jugendliebe krankte und deren Seele ihrem Bruder mehr als schwesterlich ergeben war, hat die Verfasserin exakt benutzt — und alles Andere, was sie von Cornelia wußte, hat sie in sich getragen, bis dies wahrhaft schöne, unsensationell-geistige und letztlich lebensfromme Buch werden konnte, das ihr wirklich alle Ehre macht. Erich Bockemühl

Christoph, Großmaul und Cornelius. Die Abenteuer einer fidelen Gesellschaft am Fluß, im Wald und anderswo. Von Kenneth Grahame. Aus dem Englischen übersetzt von Else Steup. Stuttgart, D. Gundert 1929. 158 S. 4 M.

Drei Tiere sind die Helden dieses Buches: ein Maulwurf, eine Wasserratte und eine Kröte. Sie sind ganz vermenschlicht; sie sind wohl nur deshalb Tiere, damit ihnen andere als menschliche Abenteuermöglichkeiten gegeben sind; im übrigen sind sie Menschen. Aber das, was sonst immer stört, stört hier kein bißchen. Das Buch ist Kindern von 7 bis 14 Jahren zugedacht; das hindert nicht, daß es auch eine Lust für alle noch so alten Leute sein kann, es zu lesen. Darum hat es auch in England, seiner Heimat, in kurzer Zeit eine Auflage von 90 000 erreicht. Es ist jetzt in guter Übersetzung in der Buchreihe „Das Vogelnest" erschienen, die eine Bibliothek der Schulkinder begründen soll. Nun können auch wir uns an seinem lieben Humor erquicken und in der Gesellschaft dieser treuen, herzgewinnenden kleinen Leute wohlfühlen. Auch wir freuen uns nun, wenn wir einmal, wie es so nett heißt, „in der Tiefe des dunklen Loches am Fluß etwas Glitzerndes sehen und dann ein kleines rundes Gesicht darum herum wächst, ein ernsthaftes braunes Gesichtchen mit Schnurrhaaren — und da ist Christoph Braunröckchen"! Dabei läßt das Buch deutlich fühlen, daß es ein englisches Buch ist. Denn diese Art der Kameradschaftlichkeit und Höflichkeit, diese Form von Fröhlichkeit, die ganze Atmosphäre und Klangfarbe dieser Geschichte tragen das Gepräge der allerbesten englischen Art. Das kann man nicht definieren, aber wenn man die Engländer und ihre Jugendbücher wirklich kennt, dann fühlt man es und freut sich dieser Art.

Julie Schlosser

Tierschutz-Kalender 1930. Herausgegeben vom Berliner Tierschutzverein. Berlin SW, Tempelhoferufer 36. Schriftenverzeichnis Nr. 44. 10 Pfg.

Dies kleine Buch ist ausgezeichnet; es hat ein weit höheres Niveau als die meisten Tierschutzschriften. Man sollte es in Massen verschenken. Julie Schlosser

---

Vom Weltprotestantismus der Gegenwart

2. Finnland

Auf einer Reise im skandinavischen Norden und baltischen Osten spürt man überall den kulturellen und religiösen Einfluß der schwedischen Sprache und Kirche. Das Schwedische ist im Norden eine Art kleiner ökumenischer Sprache, in der sich die verschiedenen Völker und Stämme verständigen können.

Auch in Finnland, das für den schwedischen Teil dieser Bevölkerung noch eine schwedische Akademie in Abo unterhält. Auch nach Estland und Lettland hinüber reichte der Einfluß des großen schwedischen Reiches. In Dorpat hat Erzbischof Söderblom unlängst selbst eine Statue des schwedischen Königs Gustav Adolf eingeweiht. An nordischen Verständigungskonferenzen in Litauen z. B. haben schwedische Vertreter, wie Pastor Sandgren, einen hervorragenden Anteil.

Das nordische Luthertum hat vielleicht in keinem anderen Lande so sehr das ganze Volk erobert, wie in Finnland, wo 98% des Volkes lutherisch sind. Das alte Staatskirchentum ist dort im letzten Jahrhundert aufs glücklichste belebt worden durch die Erweckungsbewegung des Bauern Ruotsalainen, der der etwas reservierten finnischen Art einen starken Hauch von Wärme und Innigkeit verlieh.

Finnland ist dem Luthertum von jeher besonders dankbar geblieben, weil das Land gerade durch seine Religion die Selbständigkeit bewahren konnte. Luther hat schon früh durch Agricola, den Reformator des Landes, nach Finnland hinüber gewirkt. Bischof Gummerus zeigte der Pastoren-Konferenz, was dieser Reformator aus einer recht spärlichen Kenntnis lutherischer Schriften zu schöpfen und für das religiöse Leben seines Landes wirksam zu machen wußte. So hat Finnland vielleicht stärker als jedes andere lutherische Kirchentum von deutscher Theologie gegessen und getrunken. Deutsch ist auch heute den finnischen Theologen gut bekannt, wie es ja überhaupt die lingua franca des kontinentalen Protestantismus ist.

Die Autorität der Kirche ist recht groß im ganzen Lande, obschon heute auch der mitteleuropäische Angriff gegen sie auf sozialistischer und kommunistischer Seite lebhafter wird. Trotz dieses stärker werdenden Gegensatzes darf man in Finnland heute noch von einer wirklichen Volkskirche reden, von der sich auch die Sozialisten nicht ausschließen, wenngleich sie von der Kirche einen stärkeren sozialen Willen erwarten. Die Stellung der nationalen Arbeiterschaft, ja sogar der Sozialdemokratie zur Kirche verdient überaus größte Aufmerksamkeit. Es ist noch nicht überall klar herausgestellt worden, warum z. B. der deutsche Sozialdemokrat im Durchschnitt der Kirche eher feindlich gegenübersteht, warum die sozialdemokratische Arbeiterschaft in der Schweiz und in Finnland die Fühlung mit der Kirche, abgesehen von den Führern, nicht verloren hat, warum ein großer Teil der holländischen Arbeiterschaft sich so stark zu den christlichen Gewerkschaften hingezogen fühlt, warum der französische Arbeiter im Durchschnitt ganz religionslos geworden ist. Der englische Arbeiter steht bekanntlich seiner Kirche zwar kritisch, aber doch positiv gegenüber.

Volkswirtschaftlich gesprochen ist Finnland „Holz und Butter". Erst in jüngster Zeit wächst aus dem unendlichen Waldreichtum Finnlands mit der entstehenden Holzindustrie auch die soziale Problematik der Gegenwart stärker heraus. Der Bolschewismus sucht sie von seinen unterirdischen Zellen aus in seinem Sinne zu formen. Wegen dieses starken bolschewistischen Einflusses in der Arbeiterschaft wären daher in Finnland, wie ich im Gespräch mit einer Arbeitgebergruppe hörte, jene schwedischen Verständigungskonferenzen für einen Arbeitsfrieden vorläufig undenkbar.

Im ganzen Norden und Osten bildet sich übrigens ein Arbeiterproblem heraus, wie wir es nur wieder in England finden. Neben den kommunistischen und sozialistischen Sturmtruppen entsteht nämlich zum Beispiel in Estland und Lettland eine freiere und bodenständigere Arbeiterbewegung. Sie ist im ökonomischen Kampf um Besserstellung, an einer politischen Vertretung stark interessiert, lebt aber nicht von der sozialdemokratischen Ideologie und macht den Klassenkampf nicht zum maßgebenden Schlagwort, sondern ist eher auf eine Zusammenarbeit sowohl mit anderen Gruppen als auch mit der Kirche eingestellt.

Im Vergleich mit dem sonstigen europäischen Osten mutet Finnland außerordentlich modern an. Finnland hat schon seit 1906 das Frauenstimmrecht eingeführt, dank der unabläßigen Bemühungen einer Frederika Bremer, Elisabeth Loefgren und vor allem der Baronin Alexandra Grippenberg. Finnland hat auch die Prohibition. Man macht dabei allerdings dieselben Erfahrungen wie in Amerika: eine starke Schicht hält das Gesetz und baut damit an der Änderung der Sitte, eine zweite Schicht bricht es und trinkt den billigen Alkohol, der von der Schnapsflotte vor den finnischen Inseln ins Land hineingeschmuggelt wird, ein kleiner Teil endlich lebt von diesem Gesetzesbruch. Finnland hat auch eine fortschreitende soziale Gesetzgebung und daneben eine beachtenswerte freie soziale Arbeit. Sie wurde notwendig mit der raschen Industrialisierung des Landes seit 1870. Die sozialen Probleme, die wir im zentralen Westeuropa schon in der zweiten und dritten Generation kennen, sind daher in der finnischen Arbeiterbewegung noch in der ersten Generation oder wnigstens erst im Übergang in die zweite.

Die Arbeit der Kirche mußte sich mit dieser raschen Industrialisierung auch umstellen. Befaßte sie sich bisher im Wesentlichen mit einer Landbevölkerung, so wuchs nun rasch eine Industriebevölkerung heran, zu der die finnische Kirche auch von ihrem lutherischen konservativen Standpunkt aus nicht ebenso rasch die Fühlung gewann. Das wird versucht von dem Pionier der Settlementsbewegung in Finnland, Pfarrer Sirenius, der seine Arbeit in London begonnen hat und dort im Settlement noch mit Herbert Stead zusammen war. Dessen hinreißendes Feuer vergißt Niemand, der ihn je im Browning Settlement im Verkehr mit den Arbeitern sah.

Das Settlement ist im allgemeinen eine englische und amerikanische Pflanze, die in den Slums der westlichen Riesenstädte gewachsen ist. Der wundervolle soziale Versuch, der im Settlement gemacht wurde, konnte allerdings das soziale Problem nicht lösen: aber es wurde ein einzigartiges Laboratorium für die Kenntnis der sozialen Probleme und die tastenden Versuche einer Lebens- und Arbeitsgemeinschaft. Die Verpflanzung des Settlements auf den Kontinent nötigte selbstverständlich zu gewissen Anpassungen. Siegmund-Schultze vollzieht sie in seiner höchst verdienstlichen Arbeitsgemeinschaft in Berlin-Ost; Pastor Le Seur auf Hainstein, und Pfarrer Blum in Schlüchtern versuchen ebenfalls neue Wege einer Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit den jungen Arbeitern zu finden. Der finnische Pionier der Settlementsbewegung, Sirenius, mußte aufs flache Land hinaus, um dort lokale Settlements für die Holzfäller und Holzarbeiter zu gründen. Diese Bewegung hat ihr Zentrum in den Kalliola-Settlement in Helsingfors. Das Haus ist seiner Zeit von dem russischen General Seyn zu Ehren des früheren russischen Gouverneurs General Bobrikoff erbaut worden, der der wütendste Feind des finnischen Volkes war. Heute schlägt in diesem Hause vielleicht das erbarmungsvollste Herz Finnlands, das sich zum kämpfenden finnischen Volke niederneigt. ... Die Aufgabe, die sich dieses Kalliola-Settlement (Haus auf dem Felsen) setzt, ist nicht nur die Fürsorge und die Erziehung der Hunderttausende von Holzarbeitern in den Holzfabriken und in den ungeheueren Wäldern Finnlands, sondern auch die Erweckung christlicher und sozialer Verantwortlichkeit in der Landeskirche selbst. Bischof Gummerus, der auch die finnische inoffizielle Delegation in Stockholm anführte, ist der überall geschätzte Präsident dieser Bewegung.

Wie demokratisch und sozial weite Kreise in Finnland empfinden, zeigt sich nicht nur an der liberalen Gesetzgebung, sondern auch an der offenen Bahn, auf der die Arbeiterschaft dort gegebe-

nenfalls zur Regierung gelangen kann. Die Arbeiter, die unter der letzten Arbeiterregierung zu Ministern emporstiegen, zeigen in Ausdruck und Denken eine merkwürdige Ähnlichkeit mit der Art der gegenwärtigen Minister der englischen Arbeiterregierung. Ein früheres Dienstmädchen konnte damals Arbeitsminister werden. Sie erinnerte mich stark an Miß Margaret Bondfield, mit der ich im letzten Jahr im Labour Club in London zusammen saß, und die den bemerkenswerten Ausspruch tat, daß es für sie kein Sonntag sei, wenn sie nicht zur Kirche gewesen wäre.

Wie eng die Kirche in Finnland mit dem Volke verbunden ist im Vergleich zu zentraleuropäischen Ländern, zeigt die Tatsache, daß in mehreren dieser Länder Theologen an der Spitze der Regierung oder wichtiger nationaler Organisationen gestellt wurden. So ist der Direktor des gesamten schwedischen Schulwesens, Holmdal, ein Theologe, ebenso der Präsident des finnischen Reichstages, der letzte estnische Kultusminister Rahamägi und der gegenwärtige Außenminister Estlands, Lattik, der auch auf der Stockholmer Weltkirchenkonferenz war.

Die christliche Studentenbewegung Finnlands ist höchst lebendig und erfreulich. Zur Gruppe der Universität Helsingfors, vor der ich sprach, gehören mehr als 600 Mitglieder. Ebenso lebendig ist auch die Jugendbewegung in den christlichen Jünglings- und Jungfrauenvereinen. Diese wollen sich gegenwärtig vom Weltverband lösen, weil er die Grenze nach der römischen Kirche hin nicht scharf genug zieht.

Die Pastorenversammlung, vor der ich sprach, ist eine lebendige Arbeitsgemeinschaft zwischen den finnischen Pfarrern und ihren Bischöfen Caila, Gummerus und von Bonsdorff, der die schwedische Bevölkerung vertritt. Dazu kamen aber auch schwedische und norwegische Abgeordnete, so daß eine kleine nordische Ökumene entstand, die eine Brücke schlug zu den größeren Bewegungen. Herrlich ist der Gesang dieser nordischen Versammlungen. Wenn diese finnischen Bischöfe und Pfarrer zusammen singen, so tönt es, als ob der gewaltige nordische Sturm, der über die vierzigtausend Seen Finnlands fährt, selbst zu reinem Gesang geworden wäre.

In einer ebenso engen Arbeitsgemeinschaft mit der zentraleuropäischen Welt steht die finnische Theologie. Sie nimmt an allen Problemen teil, die auch die Länder der Reformation bewegen, Neuerdings beteiligt sich Finnland auch an Ausgrabungen und Untersuchungen im Orient. Professor Hjelt grub in Palästina aus, war mehrmals auf dem Sinai und gibt gegenwärtig den syrischen Codex Sinaiticus in einem Faksimile-Druck nach neuen Photographien heraus. — Ich hatte diesen Codex, den die englischen Damen Lewis und Gibson dort entdeckt haben, vor 30 Jahren auf dem Berge Sinai selbst in scheuen Händen gehalten und bin seinetwegen sogar in den Verdacht des Handschriften-Diebstahls gekommen, da die Mönche ein offenbar schon vorher fehlendes Blatt als Vorwand benutzten, um einmal in unsere Kisten zu gucken, neben denen wir, meine Freunde Professor Glaue und der schon verstorbene Professor Knopf, unser Lager unter den grünen Ölbäumen des Katharinen-Klosters aufgeschlagen hatten.

3. Kirchliche Fragen im Baltikum

Die Überfahrt von Helsingfors nach Reval, jetzt Tallinn war wegen eines fürchterlichen Sturmes schrecklicher, als was ich je während zwölf Fahrten über den Atlantischen Ozean erlebt habe. Um so dankbarer war ich für die freundliche Aufnahme durch den Leiter der Estnischen Kirche, Bischof Kukk in Tallinn.

Mit den neuen Baltischen Staaten entstand auch ein neues Kirchenproblem. Die kirchliche Führung lag vorher in den Händen der Deutschen. Die baltischen Barone waren weithin auch die allmächtigen Patronatsherren in diesen Ländern. Mit der Revolution entstand die schwierige Aufgabe, eine Nationalkirche aufzubauen, die auch das Vertrauen des eingesessenen Volkes erwerben konnte. Dabei ging es nicht ohne Reibungen und Kämpfe und vielleicht auch gelegentliche Ungerechtigkeiten ab. Diese Kirche hatte aber den Vorteil, daß sie neu konstruieren konnte, unbelastet von einer hemmenden Vergangenheit. Diesem konstruktiven Willen fehlte es allerdings vielfach an Führern und an Mitteln, die in der kurzen Zeit noch nicht hinreichend gewonnen werden konnten.

Der Estnische Staat selbst ist ja wie aus der Kanone geschossen. In kürzester Zeit mußte eine nationale Wehrmacht zur Verteidigung gegen die stets drohende bolschewistische Revolution geschaffen werden. Die Schöpfer dieser Wehrmacht mußten vielfach zugleich formen und kämpfen. Die Kirchenführer mußten gleichzeitig die zerstörte Kirche aufbauen, die Kirche neu finanzieren, für den theologischen Nachwuchs sorgen und die soziale Arbeit der Kirche schaffen. Estland z. B. machte einen ganz eigenartigen und außerordentlich mutigen Versuch, eine Kirchenbank unter Staatsgarantie zu schaffen, die den notwendigen Bau von Kirchen, Pfarrhäusern und Anstalten finanzieren sollte, aber gegenwärtig wegen Mangel an Betriebskapital lahmgelegt ist.

Die geplante internationale Kreditgenossenschaft findet gerade im neuen Bauwillen dieser östlichen Kirchen den stärksten Antrieb. Diese Aufgaben übersteigen die Kräfte dieser kleinen schwachen Kirchen beträchtlich. Um so kräftiger sollte sich hier die Solidarität des Weltprotestantismus betätigen. Ich habe auf meiner Reise sehr stark den Eindruck gewonnen, daß er die großen Aufgaben kaum noch sieht, die ihm gerade im gesamten Osten gestellt sind. Die Sekten haben offenbar viel rascher begriffen, daß es im Osten Europas viel zu tun gibt, und daß er das hoffnungsvollste Missionsgebiet der Gegenwart ist. Die Ernsten Bibelforscher z. B. fanden in Polen (Wolhynien und in Galizien) eine viel gläubigere Anhängerschaft, als in Westeuropa, wo man auf den für 1927 versprochenen Weltuntergang doch nicht hereinfiel. Es wäre schade, wenn solche Sekten düsteren amerikanischen Ursprungs einen größeren Weitblick und einen größeren staatsmännischen Unternehmergeist bewiesen, als die alten starken Kirchen des Weltprotestantismus.

Das Problem der Stellung der Kirche zu Militär und Abrüstung findet gerade in diesen Nachbarländern Rußlands eine eigenartige Beleuchtung.

In Dorpat stieg ich hinab in den Mordkeller, wo die Bolschewisten 19 unschuldige Opfer ruchlos hinmordeten, darunter den orthodoxen Bischof Platon und den evangelischen Professor Hahn. Noch sieht man die Kugelspuren an der Decke, die die unschuldigen Opfer hinstreckten, während schon die estnische Befreiungsarmee in die Stadt eindrang. Heute ist Rußland mit Stacheldraht abgesperrt, und man begreift, daß aus solchen Erfahrungen, wie sie auch Riga erlebte, mit 33 Opfern, der unbeugsame Wille erwuchs, das geliebte Vaterland, die Frauen und Kinder nicht wehrlos dem Blutdurst und sinnlosen Wüten der Bolschewisten preiszugeben, die an der Grenze auf Gelegenheit zum Einmarsch warten.

Es ist erstaunlich, wie Rußland die Gedanken all dieser Völker beherrscht. Um Rußland herum läuft heute im Norden und im Süden, ein nie abbrechendes Gespräch über das russische Volk, seine Regierung, seine Kirche. Diese Menschen waren ja alle bis zur Revolution russische Untertanen, verstehen Russisch, lebten zum Teil in Moskau und Petersburg, haben noch Verwandte dort. Sie sind gleichsam das Ohr der Welt nach Rußland hin und verstehen dessen Leben viel besser und tiefer als wir. Die meisten von ihnen sprechen mit Abscheu vom bolschewistischen Regiment und mit Liebe vom russischen Volke und der russischen Kirche. Nichts Interessanteres als solche Gruppen von ihren Kriegs- und Revolutionserlebnissen reden zu hören. Letztes Jahr saß ich unten am Dnjestr und hörte dasselbe Gespräch. Hier im Norden klingt allerdings ein Unterton von Furcht stark mit, denn die russische Revolution ist noch nicht ausgeglüht. Kerenski, mit dem als Tischnachbarn ich vor zwei Jahren von New York heimfuhr, gab ihr damals noch zwei Jahre Lebenszeit. Hier glaubt Keines an eine so kurze Dauer, aber auch Niemand an eine sehr lange.

Hier, der russischen Grenze entlang, wird auch das Problem der Stellung des Weltprotestantismus zur orthodoxen Kirche auf eine eigenartige Weise lebendig. Die russische Kirche war für viele dieser evangelischen Gemeinden namentlich unter Pobjedonoszew ein Symbol rücksichtsloser Macht. Deshalb ist zum Beispiel auch die russische Kathedrale auf dem großen Pilsudki-Platz in Warschau einfach wegrasiert worden, und Ähnliches plant man für die russische Kathedrale in Reval. Trotzdem findet die russische Kirche bei den evangelischen Kirchen der Nachbarländer großes Verständnis und inniges Mitleid in ihrer gegenwärtigen Märtyrerzeit. Die Auswirkung der Arbeitsgemeinschaft von Stockholm ist überall fühlbar. ... Wenn Bischof Irbe in Riga zu einer Kirchenvisitation fährt, dann läuten in dem Dorfe nicht nur die evangelischen, sondern auch die orthodoxen Glocken. Als die deutsche Okkupations-Armee die russische Kathedrale in Riga der lettischen evangelischen Kirche übergeben wollte, nahm diese das Geschenk nicht an aus Rücksicht und Sympathie für die orthodoxe Kirche. Welch ein Unterschied zur Stellung der katholischen Kirche, die trotz evangelischem Protest die Jakobi-Kirche in Riga übernahm, in der das Evangelium schon seit 1524 gepredigt worden war! Die russisch-orthodoxe Kirche im Ausland bekommt mit dieser inneren Situation in Rußland eine ungeheuere Bedeutung, besonders dann, wenn sie sich nicht einfach durch den politischen Protest beherrschen läßt, sondern in Geduld die religiöse Saat für die Zukunft vorbereitet. Politische Rücksicht hat bisher den Protestantismus abgehalten, diesen russischen orthodoxen Außenkirchen eine kräftigere Unterstützung zu Teil werden zu lassen. Auch die Bemühungen der Europäischen Zentralstelle und des Anglo-Orthodoxen Komitees, die russische Kathedrale in Berlin zu retten, waren aus diesem Grunde leider nicht erfolgreich; aber es ist im Zeitalter von Stockholm doch höchst bedauerlich, daß die dort gewonnene Arbeitsgemeinschaft inzwischen nicht zu einer starken Hilfsgemeinschaft geworden ist.

Es wäre ein Ideal für eine solche Hilfsgemeinschaft, wenn es gelänge, das zu verwirklichen, was an der Universität Dorpat im Kleinen bereits besteht. Mein Freund Professor Rahamagi erzählte mir, daß dort ein orthodoxer Professor Mitglied der theologischen Fakultät ist und orthodoxe Fächer doziert. Eine solche theologische Arbeitsgemeinschaft oder ein Institut zu schaffen und an eine westliche Fakultät anzugliedern, ohne Proselytenmacherei, wäre heute sehr aussichtsreich, wenn nicht die politische Lage auch hier zu größter Vorsicht mahnen würde.

Für den Weltprotestantismus ist aber nicht nur die Stellung zur orthodoxen Kirche, sondern auch zu den evangelischen Bewegungen im Osten ein großes Problem. Sie sind zum Teil nicht durch Proselytierung oder Mission entstanden, sondern spontan, so vor allem die Bewegung der Evangeliums-Christen in Rußland und die ukrainische Bewegung in Galizien. Darf der Protestantismus rücksichtslos und unbekümmert um die Notlage der orthodoxen Kirche durch Unterstützung der evangelischen Bewegung Rußlands die orthodoxe Kirche zerstören helfen? Darf er

anderseits die evangelische Reformation Rußlands einfach im Stich lassen? Die Bewegung der Evangeliums-Christen breitet sich in Rußland aus wie Wildfeuer. Sie zählt sicher mehrere Millionen Anhänger. Sie ist eine Bewegung mit ursprünglich enthusiastischem, biblischem Charakter, weiter getragen durch wandernde Evangelisten. Es fehlt ihr an Bibeln und an theologischen Schulen. Ihr Führer Prokhanoff unterhielt sich kürzlich mit mir in Genf über diese Probleme. Er hat sich von den Baptisten getrennt und will in Rußland eine autochthone evangelische Bewegung durchführen, die nicht abendländischen denominationalen Interessen dient, sondern einfach dem russischen Volke das Evangelium bringen will. Prokhanoff hat seinen Frieden mit dem Staate gemacht, aber nicht mit der russischen Kirche. Er findet zwar gelegentliche Sympathie und Hilfe bei einzelnen orthodoxen Führern, aber im Ganzen scheint ihm die orthodoxe Kirche wenigstens in Rußland als Ganzes doch noch nicht offen zu sein für das Evangelium. Trotz meinem Hinweise auf die Bildung einer autokephalen orthodoxen Kirche in der Ukraine mit über 3000 Gemeinden, auf die freundliche Aufnahme der Jugendbewegung durch orthodoxe Kirchenführer, glaubt er weniger an eine Belebung der russischen Kirche von innen heraus, als an die wohltätige Anregung, die auf sie ausgehen muß durch die Bildung einer echt evangelischen Reformationskirche. Zum Glück hat Prokhanoff die Einsicht gewonnen, daß die junge Bewegung Schulen braucht. Er hat in Leningrad ein Seminar mit 70 Zöglingen eröffnet. Er glaubt diese Zahl sofort verzehnfachen zu können, wenn die Mittel vorhanden wären für eine Evangelisation Rußlands im großen Stil.

Nicht nur die evangelischen Kirchen der russischen Nachbarländer widmen diesen Fragen größte Aufmerksamkeit, sondern auch der ökumenische Rat für Praktisches Christentum hat in den letzten Tagen in Eisenach eine besondere gemeinsame Kommission eingesetzt mit der Aufgabe, das Verhältnis zur orthodoxen Kirche und die praktischen Möglichkeiten einer engen Arbeitsgemeinschaft zu studieren. Ebenso hat die europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen einen besonderen internationalen und interkonfessionellen evangelisch-ukrainischen Rat eingesetzt, um die Bewegung in der polnischen Ukraine und eventuell auch weitere evangelische Bewegungen des Ostens zu beraten und zu unterstützen. Wenn der Weltprotestantismus nicht in seiner Gesamtheit zu einer wohldurchdachten und gemeinsamen Stellungnahme gegenüber diesen ungeheuren religiösen Problemen des europäischen Ostens kommt, so überläßt er damit wehrlos das Feld den Sekten und der römischen Unionspolitik.

Die Gegner der Zusammenschlußbewegung von Stockholm sowie der protestantischen Kirchen zeigen gerade angesichts dieser Probleme — der Hilferufe, die aus dem Osten zu uns kommen — ihre völlige Unkenntnis der wirklichen Lage und der Aufgaben, die sich uns, ob wir wollen oder nicht, entgegenstellen.

Es ist gerade auch für die vereinsamten, gefährdeten, äußerst armen evangelischen Kirchen im Osten Europas eine ganz außerordentliche Stärkung, daß sie nicht einfach sich selbst überlassen bleiben, oder mit theologischen Problemen abgespeist werden, sondern hineingestellt werden in einen großen Zusammenhang. Dieser bedeutet für sie sowohl eine Stärkung ihres Glaubens, als eine Förderung ihrer Arbeit, eine Hilfe in den notwendigen religiösen und sozialen Aufgaben, die sie mit ihren schwachen Kräften nicht bewältigen können. Wer heute leichtfertig und unbesonnen spricht von protestantischer Solidarität, von den Versuchen, etwas mehr Zusammenwirken und gegenseitige Hilfe zustandezubringen, der reise auch nur eine Woche lang im europäischen Osten von Kirche zu Kirche — er wird dann umlernen.

Der evangelische Bischof D. Teutsch in Rumänien schrieb mir erst kürzlich in einem Klagebrief, was der Protestantismus im Osten damit versäume, daß sich die christlichen Kirchen nur mit ihren national-kirchlichen Fragen oder ihrer augenblicklichen Theologie beschäftigen und überhören, wie der Schrei nach Hilfe und Förderung aus dem Osten Europas zu ihnen herübertönt.

Die Europäische Zentralstelle für kirchliche Hilfsaktionen widmet seit vier Jahren diesen östlichen Fragen ihre Aufmerksamkeit. Sie hat evangelische Gemeinden und Einzelne in Rußland unterstützt, sich mit der Bibelversorgung befaßt, Stipendien gewährt, auch an die Bewegung der Evangeliumschristen, und verbreitet augenblicklich einen Aufruf in Amerika zu Gunsten der russischen Flüchtlinge. Die Zentralstelle hat auch das Komitee von Stockholm gebeten, das Studium dieser religiösen Fragen im Osten nun intensiv aufzunehmen.

Genf Adolf Keller

Zur Erinnerung an Christian Geyer

Als wir Geyers liebenswürdige Lebenserinnerungen lasen — „Heiteres und Ernstes aus meinem Leben" —, da fanden wir alle: Der Mann ist uns etwas schuldig geblieben! Er stand doch Jahrzehnte in solchen theologischen und kirchlichen Kämpfen, daß wir gern viel mehr von ihm gehört hätten, und nicht nur vor allem, was sein Humor in der Welt gesehen. Wir wußten damals noch nicht, daß es ein vom Tod Gezeichneter ist, der gegen das drohende Körperleiden „instinktiv" den Humor zu Hilfe ruft und das Bedrückende nach Kräften fern hält.

Aber darüber hinaus: Geyer war viel zu bescheiden, als daß er sich irgendwie in Szene setzen konnte. Sich in seinen Lebenskämpfen als wichtige Persönlichkeit zu spiegeln und dies Bild Andern zuzustrahlen — das lag ihm nicht. Andre mögen das Recht dazu haben. Ohne Eitelkeit geht es selten ab. Man schaue sich das Buch Geyers an, wie frei von Eitelkeit er ist, selbst dort wo er sich an sich selber freut! Dagegen lag ihm etwas Anderes: den Menschen Sonnenstrahlen der Freude in ihr Dasein hineinzuleiten. Das fühlte er wie einen göttlichen Beruf, den er als den seinen erkannte und in dem er sich wohl fühlte.

Über sein Inneres wachte er mit einer Keuschheit, die immer etwas wunderbar Jugendschönes behielt. Ich habe ihn gesehen in Augenblicken, wo er gegen schwere Eindrücke sich kaum zu wehren wußte. Nur sein Auge sagte dann ein leises Wort von seiner Hilflosigkeit. Dann dachte ich daran, daß seine Mutter in einem Anfall von Schwermut ihrem Leben selbst ein Ende gesetzt hatte. Wenn ihr Geyer vor einem ähnlichen Schicksal bewahren wollt, sagte ich dann wohl zu Vertrauten, dann laßt ihn auf seine Weise leben. Ein tieferes Ich in ihm weiß, was es tut.

Der echte Humor ist immer eine Brücke aus Sonnenstrahlen über einen tiefen Abgrund. Daß Geyer um die Abgründe des Lebens wußte, das bewies gerade sein Humor. Und dieser Humor war ihm wirklich eine Form des Gottesdienstes. Das Wort Lhotzkys: „Der den Frosch geschaffen hat, sollte der keinen Humor besitzen?" — hätte auch aus Geyers Seele kommen können. Damit soll nicht gesagt sein, daß er nicht oft einfach ganz selbstvergessen fröhlich war. Und doch fehlte selbst in solchen Stunden irgendwo nicht ein geheimes Priestertum, das gleichsam den Geist zelebriert über den Unvollkommenheiten des Lebens. Nie habe ich aus seinem Mund einen Witz von verletzender Schärfe gehört. Nur seine theologischen Gegner fanden den Humor, in dem er mit ihnen umsprang, manchmal recht lästerlich.

Daß er die letzten anderthalb Jahre seines Lebens, seit seinem schweren Sturz, mit solcher reinen Ergebung trug, daß er bei bittersten Schmerzen, die ihm die Tränen in die Augen trieben, sein Krankenzimmer zu einem Heiligtum machte, von dem nichts als Friede und Vertrauen ausstrahlte, daß er sich ganz sicher in göttlichen Händen wußte und Ja sagte zu dem, was da, dem Erdenmenschen unverständlich, an ihm geschah — das ist Beweis genug, wie tief seine Gottzugehörigkeit gegründet war. Beim Rückblick ist es uns zu Mute, als sei ein großes Gottessiegel unter dies Leben gedrückt worden.

Geyer stand wie kein anderer Theologe, den ich erlebt, auf der Höhe der Zeitbildung. Ich denke dabei an alle Theologen, die ich im Süden und Norden, auf theologischen Versammlungen und in Büchern gesehen, und nehme auch die Universitätstheologen nicht aus. Es war erstaunlich, wie er nicht nur in der Theologie, sondern mit gleichem Interesse auch in der Pädagogik, in der Philosophie, in der Literatur, in der Geschichte, in der Kunst zu Hause war. Mit großen verwunderten Augen studierte er sein Leben lang. Die geistige Beweglichkeit, mit der er sich in Alles zu versetzen wußte, übertraf und verblüffte uns alle. Immer hatte sein Blick für Welt und Menschen etwas von königlicher Freiheit. Sein Reich hatte einen weiten Horizont, und viel liebende Sonne schien in ihm. Oft dachte ich mir: Wäre dieser Mann nicht auf einer Hochschule an seiner richtigen Wirkensstätte gewesen? Hätten nicht die Studenten an ihm einen umjubelten Lehrer gefunden? Ist nicht seine Bescheidenheit allein schuld daran, daß es dazu nicht kam? Wirkt Bescheidenheit, wo sie in solcher Art sich auswirkt, nicht kulturhemmend? Diese Bescheidenheit war ja nicht nur äußer-

lich, daß er sich nicht hervordrängen wollte, sondern auch innerlich, daß er sich das geistige Selbstgefühl gar nicht gestattete, zu dem er das Recht gehabt hätte. Ganz rührend war es zum Beispiel, als er damals von Jena zurückkam, mit dem theologischen Doktorhut gekrönt. Obwohl man ihm die harmlos reine Freude anmerkte über die Ehre, die ihm widerfahren war — die einzige, die ihm je etwas sein konnte —, entschuldigte er sich doch beinahe bei dem jüngeren Freund, daß er nun etwas vor ihm voraus hatte. Als man ihm in den letzten Jahren auch den Kirchenratstitel verlieh, sagte er im Blick auf die Behandlung, die er früher erfahren: „Nun ja, jetzt bin ich Kirchenrat, früher war ich Kirchenunrat."

Aber obwohl er zum Beispiel die Methode historischer Forschung souverän und auch selbständig beherrschte: er stand doch an der richtigen Stelle. Sein Geist war verstehend, nicht umwälzend, war aufnehmend, nicht neuschaffend. Wirklich schöpferisch war er in der religiösen Rede. Und da geben seine gedruckten Predigten keinen Eindruck von dem unbeschreiblichen menschlichen Zauber, der von ihm ausstrahlen konnte. Es hat mich oft sehr verdrossen, wenn ich sah, wie er im Urteil der Theologen — nicht etwa im Urteil der Kirchenbesucher — mir gegenüber zu kurz kam. Ich gab mir Mühe, ihm zum Bewußtsein zu bringen, wie anders er sprach als er schrieb. Im Manuskript stand zum Beispiel: „Wie wir nicht täglich die Sonne herbeirufen müssen. ..." Auf der Kanzel hatte er gesagt: „Wir gehen doch auch nicht täglich zur Sonne hin und bitten sie: Liebe Sonne, komm ja morgen wieder!" Das hatte er mit der ganzen überwältigenden Menschlichkeit gesagt, deren er fähig war. Aber er wußte nicht mehr, wie er gesprochen hatte. Im Augenblick stand er so ganz im Gebot der Sache, daß er keine Kraft übrig hatte, sein eigener Spiegel zu sein. Er wunderte sich nur, daß seine Predigten im Vorlesen immer nur zwanzig Minuten dauerten, während er sicher vierzig Minuten gesprochen hatte.

Wieder und wieder an einer Predigt zu arbeiten „wie man an einer Bildsäule arbeitet", das war ihm nicht gegeben. Es wurde auch nichts daraus, wenn er es versuchte. Er wartete, bis es strömte. Wie es dann wurde, so blieb es. Als wir 1906 unser erstes Predigtbuch herausgaben — wir lasen uns damals jede Predigt vor und kritisierten einander —, da sagte ich in Bezug auf seine Karfreitagspredigt: „Geyer, so geht es nicht; nach dieser Predigt werden die Menschen vor allem greifen, und deine Predigt reicht nicht aus." Er sah das sofort ein und setzte sich drei Tage lang vom Morgen bis zum Abend hin, um eine neue Predigt auszuarbeiten. Als er sie brachte, war sie nicht besser. Wir kehrten zur alten Predigt zurück. Von da an gab ich jeden Versuch auf, ihn zu einer anderen Art von Arbeiten zu bewegen. Er blühte wie eine Blume und konnte sich nicht in einen Ackerknecht verwandeln. Als ich einmal ihn eine Stunde vor meiner Predigt um Vertretung bitten mußte und mich wegen dieser peinlichen Zumutung sehr entschuldigte, da sagte er: „Ach was, ich bin ja so froh, wenn ich einmal mit gutem Gewissen meinen Rappen laufen lassen kann!" Das war aber dann kein Rappe, sondern ein Schimmel, und er saß fröhlich herrschend oben auf.

Wie es in seiner Kirche zuging, das wissen nur, die dabei waren. Oft war ein Moment, wo man nicht sagen konnte, ob nicht im nächsten Augenblick die ganze Kirche in Lachen übergehen würde. Geyer wußte das und sagte: „Es ist mir lieber, wenn die Leute lachen, als wenn sie schlafen." Aber er blieb allermeist in der Sphäre, wo der Mensch lächelt, aber noch nicht lacht, wo er mehr mit der Seele lächelt als mit dem Mund. Und gerade dies war die Wohltat. Geyer war nicht der Meinung, daß der Ernst der Entscheidung dem Verkünder alle Fröhlichkeit ausquetschen oder sauer machen müsse. Er war eher der Meinung, daß der Prediger erst dann vor der Gemeinde erscheinen soll, wenn er aus einem Gotteskämpfer ein Gotteskind geworden ist. Gerade schwerlebende Menschen gingen so gern zu ihm und nahmen förmlich in ihm ein Sonnenbad. Sie hörten dann nichts von ihren Nöten, aber sie bekamen eine Arznei mit nach Hause. Mit der Gewalt der Liebenswürdigkeit führte er die Menschen auf eine Höhe, wo sie die Dinge in dem Licht sahen, wie er sie sah. Was er gesagt hatte, wirkte die ganze Woche hindurch nach wie aufgespeicherter Sonnenschein. In seinen besten Stunden war Geyer selbst wie gewoben aus Sonnenstrahlen. Während er redete, ging ungesehen eine geistige Sonne auf, und in ihrem beglückenden Schein wurden alle Menschen froh. Wenn ich diese Sonne heute im Geist prüfe, trägt sie wirklich das Gotteszeichen der Gnade. Nur Gnade viel mehr als Wesen wie als Wort. Wohl mit menschlicher Zutat vermischt, aber doch offenbar erstrahlende Gnade. Ein feinster Duft schien in solchen Stunden von dieser durchsonnten Menschlichkeit auszugehen. Unzählige Menschen haben im Laufe der Jahre diesen Lebenshauch von verborgenen Höhen eingeatmet.

Wenn von unserer Freundschaft hier geredet werden darf, wo man Geyers Wesen sich in ihr spiegeln sehen kann, so war sie wirklich etwas Seltenes. Nur ausnahmsweise ist ein ähnliches Lebensgeschenk einem Erdenmenschen beschieden. Vom ersten Gespräch an verstanden wir uns und waren in der Seele des Andern zu Hause. Es war wie eine geistige Stammesbrüderschaft. Nie ist in nahezu vierzehn Jahren gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Kampfes auch nur der Schatten einer Verstimmung über unsere Freundschaft hingeflogen. Kein unmutiges Wort wurde je gesprochen. Und wir hatten doch recht ernsthafte Dinge auszumachen und waren recht verschiedene Menschen und hatten aneinander allerlei auszusetzen.

Diese Ungetrübtheit kam zum Teil daher, daß wir beide schon von vornherein lebenserfahren genug waren, um die Freundschaft nicht auf alles auszudehnen. Zum Beispiel hatte ich immer viel mit körperlichen Beschwerden zu tun, während Geyer in jenen Jahren überhaupt nicht wußte, was es heißt: sich unwohl fühlen. Als ich ihm ein einziges Mal auf seine teilnehmende Frage etwas erzählte, da sagte er: „Geh zu, trink einen Schnaps!" Seitdem schwieg ich und achtete seine Gesundheit als ein Lebensgeschenk auch für mich. Er aber behandelte meine Schonungsbedürftigkeit, wie man eine wunderliche alte Tante behandelt, die eben auch im Haus da ist und die am besten als ein Naturereignis hingenommen wird, um das man sich gewandt herumdrückt. Aber zur Hilfe war er, auch wenn ihm die Welt der körperlichen Beschwerden fremd war, immer in unerschöpflicher Freundschaftsfülle bereit.

Auch er hatte Bezirke in seinem Garten, in denen ich sein Alleinsein respektieren mußte. So hatte ihn zum Beispiel Bayreuth musikalisch derart auf Wagner getauft, daß er einen Menschen, der auch Brahms liebte — mir hatte gerade Brahms die Pforten des Johannesevangeliums erschlossen — für musikalisch unzurechnungsfähig hielt.

Vor allem aber war unser Verhältnis gegründet auf die sieghafte Geduld und Güte, mit der er den Jüngeren trug, der sich selbst oft recht unleidlich vorkam. Durch seine völlige Neidlosigkeit und stete Anerkennungswilligkeit zwang er im Andern auch die edleren Eigenschaften hervor. Oder vielmehr: es konnte in dieser Luft gar nichts Anderes leben. Vertrauen verpflichtet. Vertrauen veredelt. Man hätte sich geschämt, ihm anders zu begegnen, als er selbst einem begegnete. So konnte die Begnadetheit, in der sein äußeres Leben damals verfloß, und die überreiche Liebe, die er sich überall mit Leichtigkeit erwarb, für seinen Lebensgenossen nichts als eine Freude sein. Er selbst ließ nichts Anderes übrig.

Das Vertrauen, das zwischen uns herrschte, mag Manchem unfaßbar sein. Als wir zum Beispiel gegenüber dem

bayrischen Oberkonsistorialpräsidenten Bezzel eine öffentliche Erklärung abzugeben hatten, von der die Zukunft der bayrischen Theologenschaft, aber auch unser eigenes Schicksal abhing, da reiste Geyer fröhlich in seine Fränkische Schweiz. „Das kannst du allein machen. Du machst das ja viel besser als ich. Setz nur ruhig meinen Namen drunter und schick es ab." Diese holde Freiheit konnte ich ihm aber in diesem besonderen Fall doch nicht ganz lassen und holte ihn, als ich mit dem Entwurf zu Ende war, wieder herein. Doch auch ich hätte allermeist unbesehen unterschreiben können, was von ihm ausging. Nur hielt ich es damals für meine Aufgabe, seine kavalleristische Unbekümmertheit nach Kräften zu behüten, daß er nicht allzu viele Mißverständnisse um sich her anrichtete. Durch Jahre gingen wir so in viele hundert Versammlungen, in Freidenkerdiskussionen und theologische Konferenzen und Gemeindebesprechungsabende. Keiner wußte vorher, was der Andere sagen wollte. Aber Jeder wußte, daß er sich auf den Andern völlig verlassen konnte. Und immer klang es zusammen und klang dann so, als ob es nicht Zwei wären, sondern Fünf.

Dann kam die Zeit, wo unsere Waffenbrüderschaft ein Ende nahm. Ich sah es langsam kommen, als ich die Anthroposophie kennen lernte. Zwar schien es eine Zeit lang, als ob unsere geistige Blutsverwandtschaft uns zu einem neuen gemeinsamen Kampf bestimmt hätte. Es war etwa Anfang 1916 — ich hatte schon fünf Jahre ernsthaft theoretisch und praktisch Anthroposophie studiert — da sagte Geyer auf einem Spaziergang: „Du verdirbst uns noch unsere ganze bayrische Bewegung mit deiner dummen Anthroposophie." In diesem Augenblick wagte ich es, etwas aktiver in sein Leben einzugreifen, als ich mir sonst gestattete. „Ich glaube, es ist anders." „Wie so?" „Ich glaube, deine schöne Fähigkeit, Fremdes zu verstehen, kommt jetzt an ihre Grenze." Pause. „Gib mir einmal die Bücher her" sagte er dann zum allerersten Male in Bezug auf die Anthroposophie. „Zum alten Mann laß ich mich nicht machen." Er ging sofort mit mir nach Hause und ließ sich Literatur leihen. Als er die Treppe hinunterging, die Bücher unter dem Arm, den Kopf sorgenvoll eingezogen, da mußte ich lachen. „Ich weiß, was du denkst" sagte ich. „Nun?" „Du denkst: Jetzt werde ich bald auch so ein Trottel wie der." Er lachte: „Ja, so ähnlich habe ich schon gedacht." Am nächsten Tag bereits brachte er Anthroposophisches in der Predigt vor. Ich kam mir ungeheuer dumm vor, daß ich nun schon fünf Jahre studierte und mich immer noch fragte, ob ich die Verantwortung vor der Menschheit auf mich nehmen könnte, von dieser Sache irgend etwas zu sagen — während Geyer wieder im Nu verstanden hatte. Aber ich sagte mir auch, daß dies nicht lange halten könne.

Es hat dann doch fast sieben Jahre gehalten. Erst als wir auf der Grundlage der neuen Geist-erkenntnis zum neuen Kultus kamen, konnte Geyer als „unverbesserlicher Protestant" nicht mehr mit. Er hat erklärt, er sei dessen sicher, daß es eine göttliche Stimme gewesen sei, die ihn abhielt mitzutun. Daran ist nicht zu tasten. Aber wenn ich lese, was er über uns geschrieben, so muß ich sagen: Um was es uns ging — die göttliche Objektivität des Kultus als entscheidenden Gegenstoß gegen den Materialismus — das hat er nicht mehr aufgenommen. Doch es ist nicht die Stunde, darüber heute und hier Alles zu sagen, was zu sagen wäre.

So endete unsere Lebensgemeinschaft mit Tragik. Geyer schrieb mir noch vor Jahren: „Seit ich nicht mehr mit dir zusammenarbeiten kann, ist mein Leben zu Ende; Du weißt, daß ich nicht große Worte mache, aber was ich sage, ist wahr." Er hat dann doch tapfer sein Lebenshaus weiter gebaut, und ungezählte Menschen gingen mit Freude darin ein und aus. Von der alten Zeit wollte er am liebsten gar nichts mehr hören. „Es ist doch aus." Als ich ihm noch auf sein Sterbebett schrieb, ich stünde ganz unter dem Eindruck, daß wir schon lange vor diesem Leben verbunden waren, und daß wir uns einmal nach diesem Leben wiederfinden würden, da war ein letzter Gruß die Antwort. — —

Für Bayern — und nicht nur für Bayern — geht wirklich eine Sonne unter.

Jakob Burckhardt schrieb einmal an Nietzsche über eines seiner Bücher: „Dies Buch wird die Freiheit in der Welt vermehren." Geyers Leben hat die Freude in der Welt vermehrt: die echte Freude. Jeder, der ihn kannte, trägt ihn selbst als ein Stück lebendiger Freude im Herzen. Er gehört zu den Menschen, die uns froh machen, daß wir Menschen sind. Man spricht das Wort Mensch mit tieferer Beglückung aus, wenn man einem solchen Menschen begegnet ist. Er läßt uns ahnen, was der Mensch seinem Wesen nach sein sollte: ein Strahl aus Gottes Herzen.

Stuttgart Friedrich Rittelmeyer

Wöchentliche Chronik

Der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß nahm zu dem Gesetzentwurf über die unehelichen Kinder Stellung: eine volle Gleichstellung des unehelichen Kindes mit dem ehelichen lehnt er ab und erklärt nachdrücklich, daß die evangelische Kirche nie aufhören werde, zu fordern, daß gerade auch das Geschlechtsleben an sittliche Normen gebunden sein muß.

Der altpreußische Evangelische Oberkirchenrat hat an die evangelischen Kirchengemeinden der zweiten Besatzungszone zugleich im Namen des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses ein Begrüßungsschreiben gerichtet.

Der 5 Uhr-Ladenschluß am Weihnachtsheiligabend für alle offenen Verkaufsstellen (Lebensmittel- und Blumengeschäfte 6 Uhr) ist mit 283 Stimmen der Linken und der deutschnationalen Arbeitsgemeinschaft gegen 104 Stimmen der Deutschnationalen, der Wirtschaftspartei und der Mehrheit der Deutschen Volkspartei angenommen worden. Von den Kommunisten war 5 Uhr-Ladenschluß an den Wochentagen vor allen Sonntagen gefordert. Ein Antrag der Wirtschaftspartei auf Aussetzung der Verkündung des Gesetzes fand nicht die nach § 72 der Reichsverfassung erforderliche Zustimmung eines Drittels.

Abgeordneter D. Mumm veröffentlicht Rb 292 eine Rechtfertigung seines Ausscheidens aus der Deutschnationalen Volkspartei, in der es heißt: „Es war mir doch schwer, daß beim Schluß des Heiligen Abends nur eine Minderheit der Fraktion zu mir stand und für das Schankstättengesetz mir angekündigt wurde, daß wohl nicht ein Einziger, der wesentlich vom ethischen Gesichtswinkel urteile, von der Fraktion in den Ausschuß werde entsandt werden."

Die Forderung des Monistenbundes auf Ersatz der theologischen Fakultäten durch Religionswissenschaft ist von Tübingen als Kränkung der Gesamtuniversität mit Entschiedenheit zurückgewiesen, von Jena als ein nicht wieder gutzumachender Schade bezeichnet worden.

Im zweiten Kalendervierteljahr 1929 haben in den 89 Krematorien Deutschlands bei 11249 Todesfällen 13596 Einäscherungen (9281 evangelisch, 572 katholisch, 2363 ohne Bekenntnis, 1127 ohne Angabe) stattgefunden: 12,1 % der Gestorbenen.

„Leipziger Volkszeitung" fordert die Parteileitung auf, gegenüber dem parteischädigenden Treiben der kirchenfreundlichen Parteimitglieder nun endlich Schluß zu machen (Rb 192). Der „Vorwärts" veranstaltete im Verfolg des Artikels von Piechowski im Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes in einer fortlaufenden Reihe seiner Nummern eine Aussprache über das Verhältnis von Sozialdemokratie, Freidenkertum, Religion und Kirche; er schlägt zum Schluß für den nächsten Parteitag bindende Richtlinien über das Verhältnis der Partei zu den Kirchen und den weltanschaulichen Verbänden vor.

Ein Kirchliches Religionspädagogisches Seminar ist von der altpreußischen Kirche in Gütersloh begründet worden: Leiter Pastor Florin. 10 Kandidaten der Theologie bilden den ersten fünf Monate dauernden Kursus.

Stark besuchte Rüstzeiten oder Freizeiten für Soldaten haben im Laufe des Sommers auf Burg Wernsfeld in Bayern, in Krummhennersdorf in Sachsen und in Haus Bächteltal in Schlesien stattgefunden, im November im Erholungsheim Kassel.

Die Evangelischen Rundfunkgemeinschaften an allen Sendern haben sich zu einer Evangelischen Reichsarbeitsgemeinschaft für Rundfunk (Berlin-Steglitz, Beymestraße 8) zusammengeschlossen. Unter dem Namen „Die Kantorei" hat sich bei derselben Stelle eine Vereinigung für Schallplatten gebildet.

Der Maler Daniel Greiner hat von der Association pour favoriser l'illustration des livres en France den zweiten Preis für seine Holzschnitte zum ersten Buch Mose erhalten. (Vgl. 1929, 18, 907 ff.)

Die Ausstellung für Ernährung und Körperpflege in Stuttgart vom 5.—27. Oktober hat grundsätzlich jede Ausstellung und jeden Verkauf von Alkoholika ausgeschlossen.

Nuntius Pacelli, der inzwischen zum Kardinal erhoben wurde, ist von seinem Berliner Posten abberufen.

Berlin ist mit 403 700 Katholiken die drittgrößte katholische Stadt Deutschlands. Es gibt dort 34 352 katholische Schulkinder, davon 28 620 in den Volksschulen.

In Berlin ist von der Evangelischen Provinzialsynode ein Bodelschwinghhaus (Herberge und Ledigenheim) erbaut worden.

Der sächsische Landtag hat den 9. November als Feiertag aufgehoben.

Die Polizeiverwaltung in Jena hat einen Antrag des Oberpfarramts abgelehnt, dem kirchlichen Posaunenchor die Genehmigung des Blasens auf öffentlichen Plätzen zu gewähren. Dagegen ist eine Protesteingabe der evangelischen Bevölkerung erfolgt.

Die Leitung der Darmstädter Stadtmission hat christliche Feierstunden für Zirkusangehörige (zuerst für Zirkus Sarasani) eingerichtet.

In Danzig wurde in Verbindung mit dem Sozialpfarramt der Inneren Mission ein Studentendienst (akademische Gottesdienste und offene Abende für Studierende) eingerichtet.

Der Deutsche Monistenbund hat Professor Herrmann in Stuttgart zum Vorsitzenden gewählt und 4 Entschließungen angenommen: 1. Für die weltliche Schule, 2. Gegen das Preußenkonkordat, 3. Staatliche Mittel für die Freidenker, 4. Entfernung der theologischen Fakultäten aus dem Universitätskörper, Ersatz durch Religionswissenschaft.

Im Kanton Bern wurde das Gesetz für die Pfarrerwahlen und Erweiterung des Frauenstimmrechts (Ermächtigung der Kirchengemeinden, das volle kirchliche Stimmrecht für die Frauen einzuführen) mit 20 900 gegen 11 400 Stimmen angenommen.

In Holland ist eine niederländische christliche Pressekommission ins Leben getreten.

Die Anhänger von Karl Barth bilden in Dänemark eine eigene Partei, die über ein eigenes theologisches Organ „Tigehoreo" verfügt. RefKz 48

Die norwegische Regierung hat eine Verschärfung der Alkoholgesetze: Polizeistunde 11 Uhr und Kontrolle der Verkaufsbezirke, vorgenommen. Es gibt in Norwegen ganze Städte und bedeutende Landdistrikte, die völlig trocken gelegt sind.

Der englische Völkerbundsverein hat in St. Margarets-Westminster einen Gedächtnisgottesdienst für Stresemann veranstaltet.

Im Methodismus sind neben den Predigerjahreskonferenzen Laienkonferenzen mit beratender Stimme eingerichtet worden.

Das Italienische Königspaar hat am 5. Dezember dem Papst einen Besuch im Vatikan abgestattet.

In Argentinien gibt es 20 Waldensergemeinden.

Von Personen. Berufen: Pfarrer Lic. Dr. Karl Aner in Charlottenburg, a. o. Professor der Kirchengeschichte in Halle, als Nachfolger von Gerhard Ficker nach Kiel; Privatdozent Lic. Erich Fascher in Marburg als Ordinarius für NT, an Stelle von Karl Ludwig Schmidt, nach Jena. Ernannt: Lic. Erich Hans Leube in Leipzig zum a. o. Professor; Geh. Konsistorialrat D. Ernst Hundt zum weltlichen Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin; Pfarrer D. Dusse in Essen-Rüttenscheid zum Direktor des neuen Predigerseminars Düsseldorf. Gewählt: Pfarrer Marc Boegner, Professor der Akademie für internationales Recht im Haag und Präsident des französischen Bundes der christlichen Studentenvereinigungen, zum Präsidenten des französischen Kirchenbundes. Promoviert zu DD. Generalsuperintendent Otto Hegner in Schneidemühl von Berlin; Vorsteher des Deutschen Evangelischen Altertumsinstituts in Jerusalem Lic. Dr. Seeger von Breslau. Gestorben: Franz Rosenzweig, mit Martin Buber Übersetzer des Alten Testaments, in Frankfurt a. M.; Kirchenrat Hauptprediger D. Christian Geyer in Nürnberg; Geheimrat Pfarrer D. Hermann Scholz, Präsident des Evangelischen Bundes, in Berlin. E St

Verschiedenes

Zum Volksentscheid

Ich habe nicht das mindeste Bedürfnis, dem unmöglichen Volksentscheid einen Nekrolog zu schreiben und unsre „Neutralität" nachträglich zu brechen. Aber meine „konfessionelle Statistik" Nr. 23 Sp. 1180 hat mir ernsten Vorhalt eingetragen. Nun bin ich weder ein blinder Freund von derlei statistischen Angaben, noch eigne ich mir einfach den dort zitierten Schluß an, den „Die Menschheit" daraus zieht. Es lag mir Zweierlei im Sinn: Erstens, an diesen Zahlen ist Etwas beachtenswert, und Zweitens, zu was für Folgerungen verleiten sie! Nun macht man mich darauf aufmerksam, wie strittig es ist, welche Verantwortung in solchem Fall Kirche oder Partei trage. Katholischerseits liege eine bestimmte kirchliche Direktive vor, die durch Priesterschaft und durch Partei an die Wähler herangebracht wurde; bei uns sei die Kirche nicht diese bestimmende Macht, sie vergönne also dem Parteiradikalismus seine freie, ungehemmte Auswirkung. „Nicht die Kirche, sondern das Fehlen der Kirche verschuldet die Abstimmungsergebnisse bei uns." Das unterschreibe ich sofort, gleichviel ob das unsrer Kirche zur Ehre oder zur Unehre, unserm Staate zum Nutzen oder zum Schaden gereicht. „Entscheidend war bei Protestanten wie Katholiken der Parteianschluß. Der Parteianschluß vollzieht sich in Anlehnung an die wirtschaftlichen Verbände. So hat sich die Abstimmung zum Volksentscheid auf dem Lande vollzogen je nach der Richtung der bäuerlichen Verbände." Einverstanden! und vollends einverstanden, wenn der Einsender schließt: „Da wir nun im evangelischen Bauerntum keine dem Zentrum analoge Partei haben, herrschen in ihm die politischen Einflüsse des reaktionären Agrariertums."— Aber damit ist doch der Wert jener Statistik nur unterstrichen! Zu dieser Einsicht stimmen ja jene bescheidenen Ziffern vortrefflich. Es fragt sich nur immer wieder, ob es ein Ruhm unsrer Kirche ist, wenn sie die Staatsbürger ihren wirtschaftlichen Interessen und Verbänden so hemmungslos überläßt. — Übrigens hat sich doch auch die protestantische „Kirche" gar nicht so unbedingt zurückgehalten. Der Brief des Pfarrers D. Michaelis redet doch Bände! (Nr. 22 Sp. 1096; eine öffentliche Antwort auf diesen meinen Artikel habe ich nicht bekommen.) Scharen von Diakonissen konnte man am 22. Dezember von ihren Sammelplätzen zur Urne eilen sehen. Das Preußische Staatsministerium hat eine lange Liste von evangelischen Pfarrern, die vor dem Volksbegehren empfehlend dafür eingetreten sind; man kann sich denken, wie günstig das auf die Konkordatsstimmung einwirkt! Ich meine, die Lage ist ernst genug, daß man das in ihr gegebne konfessionell-kirchliche Problem sehen muß. Weiter verlange ich nichts.

Wenn ich oben den Volksentscheid einen „unmöglichen" genannt habe, so sei das kurz gerechtfertigt wie folgt. Man kann und darf der Masse des Volkes nicht einen solchen langen ausgetüftelten Gesetzentwurf zur Entscheidung vorlegen. Wer kannte, wer überlas, wer behielt auch nur den Wortlaut! Schon das war Unrecht. Abbreviaturen mußten zwangsweise an Stelle dieses Objekts treten; Schlagworte wurden das einzig Mögliche. „Freiheitsgesetz"!! So begriff der schlichte Mann den Sinn der Handlung: „Wenn wir mit Ja stimmen, brauchen wir keine Kriegsschulden mehr zu bezahlen." Variatio delectat. — Und dazu verhielt sich unsre protestantische Kirche „neutral", mußte sie sich „neutral verhalten"!

Der Volksentscheid ist eine gute Einrichtung. Es ist aber nicht zu viel verlangt, von allen Parteien, daß sie, wenn sie ihn in Gang setzen, auf eine kurze, klare, gemeinverständliche und wahrhaftige Fragestellung Bedacht nehmen! R

RGG²

Mit einem warmen Glücksgefühl stellt man den dritten Band der zweiten Auflage des Nachschlagewerks Die Religion in Geschichte und Gegenwart auf sein Bücherbrett. Es ist ein wundervoller Band von 2176 eng gedruckten Spalten, der dritte von den beabsichtigten fünf, enthaltend die Artikel Jablonski bis Mezger. Rasch und pünktlich treffen die Hefte der Lieferungsausgabe ein. Es ist eine in ihrer Art vollkommene Leistung und der buchhändlerischen Erfolg verdient. Erfreulich auch, daß die Gruppe der Interessenten trotz schwerer Zeit die Anschaffung durchsetzt: jeder Band in Subskription 39.60, gebunden 48, das sind immerhin 240 Mark. Aber wiederum: man erhält dafür eine ganze Bibliothek.

Das ganze Werk vorzustellen und zu beurteilen ist schwer und in Kürze kaum möglich. Zumal der Charakter der zweiten Auflage nicht so einfach zu fassen ist wie der der ersten. Es sei auf den trefflichen Artikel verwiesen, den Erich Foerster im jüngsten Heft (1929, 5) der Theologischen Rundschau dem Werke gewidmet hat. Einer künftigen Besprechung in unsrem Blatte sei nur das Bedauern vorweggenommen, daß man mit den Geburts- und Todestagen noch immer so sparsam geblieben ist. Die Redaktion war rechtzeitig gebeten, diese Enthaltsamkeit zu vermeiden. Jeder Artikelschreiber muß ja gewaltsam die Kenntnis unterdrücken, die er hat, laut höherem Befehl, oder der Vermerk wird ihm gestrichen. Zur Ersparnis von ein paar Buchstaben, deren Raum leicht eingebracht werden könnte durch den Verzicht auf eine Menge unnötiger Zeichen. Tausende von Semikola (vor dem Gedankenstrich der Literaturangaben), Tausende von Punkten (nach den Verfassernamen und sonst: 4b statt 4.b.), von Kommata und dergleichen könnten zu Gunsten einer wertvollen Sachmitteilung entbehrt werden. Aber das ist eine Kleinigkeit, die wir uns nur eben vom Herzen herunterreden wollten. R

Versammlungskalender

25. Juni Gedenkfeier der Augsburgischen Confession Augsburg
26.—30. Juni Deutscher Evangelischer Kirchentag Nürnberg
7.—9. Januar Deutsche Evangelische Sonntagspresse Eisenach
8. Januar Zehnjahrfeier der Tschechischen Nationalkirche Prag
12.—15. Januar Apologetische Zentrale: „Christ und Natur" Spandau
15.—22. Januar Soziallehrgang für Pastoren: „Volksbildung" Spandau
14.—18. September Gustav Adolf-Verein Stuttgart
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Zwei theologische Neuerscheinungen

Die gründlichste Kritik der dialektischen Theologie!

Das Wort und die Existenz

Eine Auseinandersetzung mit der dialektischen Theologie

Von **Theodor Siegfried**
Professor an der Universität Marburg

Demnächst erscheint als Teil I

Die Theologie des Worts bei Karl Barth

Eine Auseinandersetzung
mit Karl Barths Prolegomena zur Dogmatik

Preis etwa zehn Mark

Der Verfasser geht von dem Anspruch Barths aus, einer zweihundertjährigen Tradition einen neuen Anfang entgegenzusetzen. Die ersten Teile der Arbeit bieten eine ins Einzelne gehende dogmengeschichtliche und systematische Analyse der Dogmatik Karl Barths. Dabei enthüllt sich die Methode Barths als formalistischer Rationalismus, durch den die Formeln des Dogmas rekonstruiert werden, ohne daß ihr Gehalt wieder gewonnen würde. Besondere Aufmerksamkeit ist dem Begriff des Wortes gewidmet. Seine Vieldeutigkeit innerhalb der dialektischen Theologie wird herausgestellt. Die Arbeit mündet in die Erörterung der Frage, welche Bedeutung dem Begriff des „Wortes" zukommen könne, und tritt dabei in eine Auseinandersetzung mit dem Gesamtphänomen der dialektischen Theologie ein. Vor allem wird dabei die künstliche Theologisierung philosophischer Profanbegriffe herausgestellt. Die dialektische Theologie lebt von Philosophemen, mit denen sie den reformatorischen Geist einfangen möchte. Deshalb wendet sich die vorliegende Arbeit abschließend gegen die doppelte Verkümmerung des biblischen Gehalts und der kritischen Reinheit des Denkens in der dialektischen Theologie.

Als Teil II ist in Vorbereitung:

Die Theologie der Existenz bei Friedrich Gogarten und Rudolf Bultmann

Der persönliche Gott Indiens! Ein neues Buch von Rudolf Otto

Soeben erscheint

Rudolf Otto

Indiens Gnadenreligion und das Christentum

Preis Mark 3.60

Als „Indiens Religion" ist bei uns zumeist nur bekannt die seltsame „Mystik" Indiens, welche die Welt und die Persönlichkeit verschwinden läßt in dem unpersönlichen Brahman. Aber in Indien ist gerade auch um den persönlichen Gott gekämpft worden, der zugleich ein Gott erlösender Gnade ist. Die Gestalt dieser „Gnadenreligion" ist in dieser Schrift geschildert, und ihre großen und tiefeindrücklichen Vertreter kommen zu Wort. Sie ist das interessanteste und eindrücklichste Beispiel für die geistigen Konvergenzbildungen zwischen Ost und West und für das geheimnisvolle Problem der Einheit seelischen Erfahrens in der Menschheit. Zugleich stellt diese Religion der Religionsvergleichung und besonders auch der Theologie ein eigenartiges Problem durch die Ähnlichkeit dieser indischen Gnadenlehre und der „Erlösung ohne eigenes Werk durch die Gnade allein". Ist hier unabhängig vom Christentume ihm ein „Konkurrent" entstanden, hinsichtlich seiner innersten und wesentlichsten Lehren und Erfahrungen? Ist durch sie die Einzigartigkeit christlicher Religion in Frage gestellt? Das große Problem, das man als das der „Absolutheit des Christentums" zu bezeichnen pflegt, stellt sich ein und bedarf einer Antwort, die die Schrift durch eingehenden Vergleich finden will. — Die Schrift ist früher in schwedischer und dänischer Sprache erschienen und neuerdings von einem indischen Verlage englisch herausgegeben worden. Sie gibt zugleich das Seitenstück zu des Verfassers früherer Schrift „West-Östliche Mystik".

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 18. Januar

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über die **Propyläen-Weltgeschichte** bei. Um dessen Beachtung wird gebeten.